Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

NGZ
47

Digitized by Google

Presented by
GEORGE FISCHER
to the
New York Public Library

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

T. Stothard R.A.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Grille.

Eine Sammlung

von

Geschichtchen,

die sich ganz artig lesen lassen

von

Gedanken,

die auch gedruckt zollfrey sind,

und von

Betrachtungen

über Dinge, die betrachtet werden dürfen.

Von

August v. Kotzebue.

Zweytes Bändchen.

Wien, 1812.

In Commission bey Anton Doll

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
244009
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1902

Digitized by Google

Die Grille.

Von August von Kotzebue.

Zweytes Bändchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Fromme Wünsche.

Ein wackerer Franzose schrieb vor vielen Jahren ein Buch über die Ehe und über die Mitgabe der Braut, in dem er unter andern folgendes Gemählde aufstellt, zu dem sich auch unter uns genug Originale finden werden.

„Welche armselige Erziehung empfängt gewöhnlich ein reiches Mädchen! Gold ersetzt Alles! Diese Lehre wird ihr von Jugend auf, wo nicht mit Worten, doch durch Handlungen gepredigt. Hält man ihr Lehrer — nun ja! der Musikmeister, und vor Allen der Tanzmeister, werden freundlich von ihr empfangen, die aber, die Geist und Herz bilden sollen, machen ihr Langeweile. Wozu bedarf sie deren Unterricht? hat sie nicht Geld? wird ihr das nicht von ihrer Zofe, und nicht selten sogar von ihrer Mutter oft genug wiederholt? — und hat nicht schon die Natur sie hinlänglich mit Geist begabt? — Entfährt ihr ein boshafter Einfall, so will sich Jedermann

krank lachen über ihren Witz. Sagt sie etwas albernes, so nennt man es naiv. — Sich putzen, tanzen, klimpern und in Romanen blättern, andere Beschäftigungen kennt sie nicht; denn Dank sey es den Romanen, sie hat doch wenigstens lesen gelernt." „So ausgebildet tritt sie in den Ehestand. Ihr Haus wird ein Tempel des Luxus und der Mode. Sie läßt das Gold aus hundert Quellen hinausströmen. Erlaubt sich der Mann die kleinste Bemerkung, so lacht sie ihm ins Gesicht." „Wo denken Sie hin, mein Lieber? was kümmern Sie solche Kleinigkeiten? Dieser Shawl hat nicht mehr als 100 Louisd'or gekostet. Die kleine Gräfinn hat Einen für 200 gekauft, aber ich bin ökonomisch."

„Um ihrem Gemahl zu beweisen, daß sie Talente besitzt, bringt sie alle Nächte auf Bällen zu. Wehe ihm, wenn er sie bittet, dem Tanze eine halbe Stunde abzubrechen, um ihre Gesundheit zu schonen, oder um nach Hause zu fahren, ehe es vollends Tag wird Für eine Quadrille wagt sie ihr Leben. Zeigt er Ernst, so hat sie Thränen und Krämpfe in Bereitschaft. Kehrt er sich daran nicht, so ist er ein Tyrann. Weinend sitzt sie im Boudoir. Ein junger Laffe tritt herein, stürzt ihr zu Füßen: „Sie weinen, meine Gnädige? Welcher

Digitized by Google

Unmensch kann einem solchen Engel Kummer verursachen?" Mein Mann — sie kann lange vor Schluchzen nicht weiter sprechen. Aber der Laffe weint mit — ihr Herz schließt sich auf — der böse, der abscheuliche Mann wird angeklagt, verurtheilt — der Laffe tröstet, die Züge erheitern sich. Im Stillen leidet der Mann eine Weile, endlich sucht auch er sich eine Trösterin. Die lockern Bande des Wohlstandes, (den Schaam kannte sie nie) werden vollends zerrissen. Man führt ein Schlaraffenleben dem Urtheil der Welt zum Trotz."

„Den Jahren mit Flügeln folgen endlich die Jahre an der Krücke. Die Jugend ist verschwunden, mit ihr die Schönheit. Der Reichthum wurde vergeudet. Man muß sich einschränken, zu Hause bleiben, und allein! Was soll man anfangen? Tanzen und sich putzen, weiter hat man ja nichts gelernt. Nun sitzt man stumm gegen einander über, oder man öffnet den Mund zu wechselseitigen Vorwürfen. Diese erzeugen Groll und Haß, die sich zu der längst genährten Verachtung gesellen. Hymens Tempel wird eine Höhle der Furien. Verzogene Kinder, die vielleicht von ihrem Vater nur den Nahmen tragen, führen ihn nicht zu der Mutter zurück. Sie bemerken sehr wohl das traurige Verhältniß ihrer Eltern,

und, wenn sie es nicht bemerken, so giebt es dienstfertige Domestiken, die sie aufmerksam darauf machen. Das vergiftet früh ihre Herzen. Sie wachsen heran, beklagen den Vater, verachten die Mutter, oder, wenn sie dieser mehr anhängen, so betrachten sie jenen als einen Tyrannen. Ein Abscheu gegen den Ehestand pflanzt sich in ihre jungen Herzen; sie werden Hagestolze oder schlechte Gatten."

Das Bild ist mit starken, vielleicht zu grellen Farben gezeichnet; doch wahr ist, daß die Erziehung reicher Mädchen gewöhnlich bloß einem Schaugerüste gleicht, welches für die Feyerlichkeit Eines Tages von Holz aufgeführt und bunt bemahlt wird. Es steht vielleicht einen Sommer lang. Der erste Sturm, der erste Regen stürzen es um und waschen es kahl. Unter allen reichen Mädchen, die ich näher gekannt habe, war nur Eine, die ihren Geist so reich geschmücket, ihr Herz so zart ausgebildet hatte, daß sie, auch ohne Schönheit, ohne Gold, den ärmsten Eltern Freude, dem ärmsten Gatten ein dauerhaftes Glück gewährt haben würde — Henriette Arnsteiner! — —

Um nun alle jene gräßlichen Uebel auf immer aus der Welt, und aus dem Ehestande zu verbannen, schlägt der Verfasser ein Mittel vor, wel-

ches er zwar für das Einzige, aber auch für das untrügliche hält. Er legt es den Gesetzgebern ans Herz und begehrt folgende Gesetze:

1) Es soll unter keinerley Vorwand oder Benennung hinfort erlaubt seyn, die Töchter mit irgend etwas auszusteuern. Alles soll der Bräutigam der Braut geben, selbst das Kleid, in dem sie ihm zugeführt wird.

2) Die Töchter sollen nie erben, höchstens diejenigen, welche unverheirathet bleiben, eine Pension erhalten.

3) Sie sollen auch weder Geschenke noch Vermächtnisse annehmen dürfen, oder doch solche, wenn sie heirathen, zurück geben müssen.

4) Auch den Wittwen bestimmt er bloß eine Pension, die sie einbüssen, wenn sie zur zweyten Ehe schreiten.

Das, meint der Verfasser, werde bewirken, daß die Mädchen ihre körperlichen Reitze nur mit Seelenreitzen zu schmücken sich bestreben, die Männer nie so niederträchtig seyn werden, nach Gelde zu heirathen. Lauter glückliche Ehen betrachtet

er als die nothwendige Folge dieser Gesetze. Viele glückliche Ehen würden wenigstens daraus entspringen. Vielleicht wäre es gar noch besser, wenn wir den Gebrauch so mancher Völker bey uns einführten, wo der Bräutigam die Braut von den Eltern kaufen muß. Mancher, sonst träge oder verschwenderische Zögling, würde fleißig und ordentlich werden, um so viel zu erwerben, daß er seine Geliebte kaufen könnte.

Uebrigens sind des Verfassers fromme Wünsche schon längst in Esthland, wenigstens zum Theil, ausgeführt, und er würde sich freuen, in den vielen glücklichen Ehen daselbst, eine Bestätigung seines Satzes zu finden. In Esthland nähmlich erben die Schwestern nur halb so viel als ihre Brüder, und selbst diese Hälfte wird ihnen noch gewöhnlich, durch eine sehr geringe Schätzung der Güter, welche die Brüder behalten, verkümmert. Dennoch bilden sich die Eltern ein, ihre Töchter eben so sehr zu lieben, als ihre Söhne.

Digitized by Google

Die chinesische Literatur-Polizey.

Unsere Schriftsteller klagen bisweilen, wiewohl mit großem Unrecht, über Geisteszwang, Gedankensperre, Strenge der Censur und dergleichen mehr. Was würden sie sagen, wenn sie in China lebten! Das folgende, von einem Missionair aufgezeichnete Beyspiel möge ihnen beweisen, welchen Dank sie dem Zufalle schuldig sind, der sie in Europa gebohren werden ließ.

Ein sechzigjähriger Gelehrter lebte still in der Provinz Kiong-si, wo er, bloß zu seinem eignen Vergnügen, sich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte, denn drucken ließ er nichts. Er mogte sie aber doch wohl diesem oder jenem Freunde mitgetheilt haben, und auf diese Weise waren sie auch Einem seiner Feinde, oder vielmehr Neider, zu Gesichte gekommen, (denn ein guter Schriftsteller hat eigentlich keine Feinde, nur Neider) und dieser ergriff die Gelegenheit, den Mann zu stürzen, dessen Verdienste vermuthlich die seinigen

Digitized by Google

verdunkelten. Er zeigte an, jener Gelehrte habe gewagt, das große Wörterbuch des Kaisers Kanghi anzutasten; er habe nemlich einen Auszug daraus verfertigt, und sogar einige Stellen des Allerhöchsten Kaiserlichen Wörterbuchs zu verbessern gesucht; er habe endlich den Frevel aufs höchste getrieben, indem er, in einer Vorrede, die kostbaren Nahmen des Confucius, des Kaisers und der kaiserlichen Vorfahren zu nennen und zu schreiben sich unterstanden.

Auf diese schwere Anklage wurde der Greis vor Gericht geladen, wo er sich männlich vertheidigte. Demohngeachtet fand man ihn des Majestätsverbrechens schuldig, um so mehr, da er ein Gelehrter sey, folglich die Gesetze und Gewohnheiten des Landes kenne, und nicht aus Unwissenheit gesündigt habe. Vergebens berief er sich darauf, das seine Schriften nie zum Druck bestimmt gewesen. Es wurde folgendes Urtheil gesprochen:

„Der Verbrecher werde in Stücken zerrissen, sein Vermögen confiscirt. Alle seine Verwandten, die über sechszehn Jahre zählen, sollen sterben. Seine Weiber, Kebsweiber und Kinder unter sechszehn Jahren, sollen als Sklaven irgend einem großen Herrn ausgeliefert werden."

Digitized by Google

„Dieser, den Europäern unsinnig scheinende Spruch wurde wie gewöhnlich an den Kaiser zur Bestätigung gesandt, und der Monarch sprach wie folgt:

„Ich begnadige den Gelehrten, was die Art seines Todes betrifft; er soll nicht in Stücken zerrissen, sondern nur enthauptet werden. Ich begnadige seine entfernten Verwandten. Die Söhne soll man verwahren bis zu den großen Executionen im künftigen Herbst. Uebrigens lasse man den Gesetzen ihren Lauf."

Also nicht allein ein einziges, unbedachtes Wort gegen die Regierung wird in China mit dem Tode bestraft; und es ist schon ein Capitalverbrechen, ein Buch, in dem etwas dergleichen vorkommt, auch nur gelesen zu haben; sondern sogar unbedeutende Neuerungen in der Literatur werden vor Gerichtshöfe und selbst vor des Kaisers Richterstuhl gezogen, wo man sie — nicht etwa nur giftig recensirt, wie in Halle und Jena — sondern im Blute ihres Urhebers sie unerbittlich vertilgt. Und doch war jener Kaiser Einer der mildesten und aufgeklärtesten Monarchen, der nach dem Berichte des Missionairs — zu derselben Zeit ein literarisches Denkmal veranstaltete, das den größten

Digitized by Google

Fürsten aller Jahrhunderte Ehre gebracht haben würde. Er wollte nemlich Alles, was China an guten Büchern, gedruckt oder geschrieben, aufzuweisen hatte, zusammen bringen, und sie sämmtlich in Einem Format als ein einziges Werk drucken lassen. Nur scheint es, der ehrliche Missionair sey hier etwas leichtgläubig gewesen, denn er versichert, die Sammlung belaufe sich auf nicht weniger als sechsmalhunderttausend Bände, die sämmtlich in der Druckerey des kaiserlichen Pallastes gedruckt werden sollten. Welch eine Druckerey müßte das seyn! Gesetzt, sie könnte täglich sechs Bände liefern, so würde sie dennoch Arbeit für fast dreyhundert Jahre haben!

Digitized by Google

Eine Probe aus der chinesischen Geographie.

In demselben Bande der Missionsberichte, aus welchem die vorstehende Anekdote geliefert worden, erzählt der Pater Amiot, die Chineser hätten ein großes, historisch-geographisches Wörterbuch, welches unter dem Kaiser Kang-hi angefangen und auf Befehl seines Nachfolgers herausgegeben worden, in welchem über Frankreich folgendes, um so schmeichelhaftere Urtheil gefället werde, da die Chineser sonst gewöhnlich alle andere Nationen, im Vergleich mit ihrer, für eine Art von Bestien zu halten pflegen.

„Frankreich liegt nordwestlich von Spanien. Es hat 11200 Li im Umfange." (20 Li gehn ungefähr auf eine deutsche Meile) „Es ist in 16 Provinzen getheilt. Die Hauptstadt heißt Paris. Die größte Merkwürdigkeit daselbst ist eine hohe Schule, wo zu jeder Zeit vier Uan Studenten angetroffen werden." (Das heißt 40000 Studenten, denn ein Uan ist 10000.) „Es sind noch sieben

Digitized by Google

andere Schulen daselbst, ungerechnet diejenigen, wo man arme Schüler umsonst unterrichtet. Alle diese Schulen stehn unter dem Könige, der die wunderbare Kraft besitzt, Kröpfe durch bloße Berührung mit seiner Hand zu heilen. Er kann aber nur Einmal im Jahr dieses Wunder verrichten, und muß vorher drey Tage fasten. Funfzig Königreiche sind von Frankreich abhängig, u. s. w."

Man sieht, daß der Verfasser dieses historisch-geographischen Artikels nicht aus Reichardts Guide des Voyageurs geschöpft hat. Was die funfzig Königreiche betrifft, so meint der Pater Amiot, er verstehe darunter die Marquisate, Grafschaften u. s. w. Es ist aber auch möglich, daß der Chinese eine Art von prophetischem Geiste besessen.

Digitized by Google

Die redenden Taschen.

Zu den Zeiten des Doctor Faust lebte zu Bamberg Ritter Herrmann von der Runenburg, ein stattlicher Jüngling, der den schönen Weibern nicht gram war, allein noch immer kein Liebchen sich erkohren hatte. Denn, wieder die Gewohnheit der Jugend, wurde sein Herz durch Mistrauen verschlossen; er hielt die Weiber sämmtlich für Melusinen und wußte ihre skandalöse Chronik auswendig. Theils hatte er die ärgerlichen Geschichtchen von guten Freunden und lustigen Zechbrüdern gesammelt, theils auch wohl selbst erfahren. Indessen drückte dieser Argwohn gegen das schöne Geschlecht niemanden härter als ihn selber; denn er war nun fünf und zwanzig Jahr alt, und empfand ein dringendes Bedürfniß, die Gefühle dieses Alters am Busen eines holden Mädchens auszuhauchen. Oft fing er an zu liebäugeln und immer warnte der mistrauische Kopf das willfährige Herz, bis es den Augen zu schweigen gebot. Aber das kostete manchen Kampf, der sich gewöhnlich mit dem

Ausruf schloß: Verdammt! daß man den Weibern nicht trauen darf!

Diese Worte entfuhren ihm eines Tages vielleicht zum tausendsten Male, da er eben längs dem Strome lustwandelte mit gebücktem Haupte und auf den Rücken geschlagenen Armen. Siehe da lag im Sande ein Ring vor seinen Füßen. Er hub ihn auf. Der goldene Reif umfaßte in seiner Mitte einen purpurrothen Stein. Von hohem Werthe schien er eben nicht aber doch hübsch genug, um ihn nicht liegen zu lassen. Herrmann steckte ihn an den Finger und trollte langsam weiter.

Nicht lange, so hörte er Jemanden hinter sich her keuchen. Er sah sich um und erblickte einen Mann von hehrer Gestalt, und wundersam gefurchtem Antlitz. Seine tiefen Züge liefen gleichsam wider einander, und unter buschigten Augenbrauen glühten ein paar Kohlen.

„Fremdling!" sprach er, „hast du nicht einen Ring gefunden?"

„Ja," erwiederte Herrmann, „gehört er dir?"

„Er-

„Er gehörte mir, und ich bin unglücklich, wenn ich ihn nicht wieder erhalte.“

„Da hast ihn!“ sagte Herrmann, und wollte ihn vom Finger ziehen,

„Halt!“ rief der gewaltige Mann, „nicht so hastig, damit wir ihn nicht beyde verlieren. Freywillig mußt du ihn mir wieder ausliefern.“

„Nun ja, freywillig.“

„Doch nicht eher bis du weißt, wer ich bin, und welche Kraft in dem Ring wohnt. Dir Beydes zu enthüllen, oder auf den Ring für ewig zu verzichten, zwingt mich das Schicksal, zur Strafe meiner Nachlässigkeit.“

„Nun so rede.“

„Ich bin Doctor Faust.“

Herrmann stutzte. „Ich habe viel von dir „gehört.“

„In diesem purpurrothen Stein,“ fuhr Jener fort, „ist ein mächtiger Geist verschlossen. Er ge-

horcht dem Besitzer des Ringes. Nun weißt du Alles. Sey großmüthig."

Ritter Herrmann von der Runenburg war ein guter Christ und mogte mit verdächtigen Geistern nichts zu schaffen haben, gab folglich, zu großer Freude des Schwarzkünstlers, den Ring ohne alle Umstände zurück.

„Du hast dir ein Recht auf meine Dankbarkeit erworben," sagte Doctor Faust, worinn kann ich dir dienen?"

„Ich bedarf deiner nicht!" erwiederte Herrmann.

„Wer weiß" meinte Jener, „wenn nicht jetzt, doch künftig; du wirst mich stets bereit zu deinen Diensten finden." Mit diesen Worten entfernte er sich.

„Pst! pst! Herr Doctor!" winkte Herrmann ihm zurück. „Es fällt mir eben bey, daß Ihr doch, vielleicht schon jetzt, mir einen wichtigen Dienst zu leisten im Stande seyd."

„Laß hören."

Digitized by Google

„Ich mögte lieben.“

„Dazu brauchst du meiner nicht, Schönheit ist der Zauber, der das bewirkt.“

„Ich mögte aber auch wissen, ob das Mädchen, dem ich mein Herz schenken will, es zu besitzen verdient. Kannst du mir die Kunst lehren, in Weiberherzen zu schauen?“

Doctor Faust lächelte. „Nein, das kann ich nicht; und keiner meiner Geister ist solches im Stande.“

„Nun dann, Gott befohlen! so kann ich dich auch nicht brauchen.“

„Hm!“ brummte der Schwarzkünstler, es wäre mir doch leid, wenn ich deinen Dienst nicht vergelten könnte. Laß sehen, was ist zu thun? — Deinen Wunsch ganz zu erfüllen, ist nun einmal unmöglich, und wenn ich auch den Satan aus der Hölle herauf bemühen wollte. Aber ich kann dir doch ein Mittel an die Hand geben, welches in den meisten Fällen den Zweck erreichen wird. Ich habe unter meinen Geistern einen kleinen, neckischen Dämon, den ich gewöhnlich zum Spion-

ren brauche. Ich hatte ihn einem päbstlichen Legaten am Kaiserhofe geliehen, der vor Kurzem gestorben ist. Nun hat eine eifersüchtige Ehefrau mich gebeten, ihr meinen Puttli zu vermiethen, allein du hast den Vorzug. Er soll dich überall begleiten, in allen Gesellschaften in die Taschen der Anwesenden schlüpfen, und dir verrathen, was darin befindlich ist."

„Was kann mir das helfen?"

„O sehr viel, mein Freund! wenn man immer wüßte, was die Leute in den Taschen haben, so würde man sich selten in ihnen irren."

„Und wenn der Inhalt einer Tasche mir räthselhaft scheint, kann dein Puttli mir ihn auch erklären?"

„Das kann er nicht. Nur treulich berichten kann er, was er gefunden. Schlüsse daraus zu ziehen ist deine Sache."

„Wohlan, ich wills versuchen."

Doctor Faust machte Anstalt, den kleinen Puttli zu citiren, doch Herrmann verbat sich dss-

Digitized by Google

sen persönliche Erscheinung, und meinte, es wäre schon genug, wenn er ihn nur hörte.

„Du sollst zu rechter Zeit mich hören" lispelte plötzlich eine feine Stimme, die, trotz ihrer Feinheit, dem Ritter einen Schauder abjagte. Allein er gewöhnte sich bald an den unsichtbaren Begleiter, und besuchte noch am selbigen Abend den Hof des Bischofs von Bamberg, wo er jedoch für diesesmal nur Männer versammelt fand. „Auch gut," dachte er, ich werde damit anfangen, mir einen Freund zu erkiesen."

Es waren da der geistlichen Herren viele, auch Ritter und Gesandte fremder Höfe, lauter fromme Gesichter und ehrbare Zungen. Der Bischof war in ein Gespräch mit einem Johanniter-Comthur verwickelt über die Sittenlosigkeit der Zeiten, und Beyde sagten darüber viel Rührendes, viel Erbauliches. Besonderes Wohlgefallen fand der lauschende Herrmann an den salbungsreichen Worten des Comthurs. „Wie glücklich wär' ich," dachte er bey sich selber, „wenn solch ein Mann die Leitung meiner unerfahrnen Jugend übernähme! Puttli! schlüpf' in seine Tasche, wenn du anders den Rosenkranz nicht scheuest, der vermuthlich darin befindlich ist."

„In mir ist nichts befindlich“ flüsterte die Tasche, oder Puttli aus derselben, doch nur dem Ritter vernehmlich, „nichts als ein Schlüssel zu dem Schlafzimmer der jungen Frau des Kellermeisters.“

Unwillig wandte sich Herrmann von dem Heuchler. „Wie schändlich er den Bischof hintergeht!“ murmelte er in den Bart.

Jetzt trat der Gesandte eines fürstlichen Hofes herzu, und versicherte den Bischof mit vielen auserlesenen Worten, sein Herr brenne vor Begierde ihm zu beweisen, welche hohe Veneration er für ihn hege.

„Es ist nicht wahr,“ sagte seine Tasche: hier steckt eine Instruction: Er soll den Bischof sicher zu machen suchen, weil der Fürst ihm plötzlich ins Land fallen und einige seiner Schlösser überrumpeln will.“

Verächtlich kehrte Herrmann dem Gesandten den Rücken. Der Kreis um den Bischof wurde immer größer. Da stand auch ein Kämmerling mit grauen Haaren. „Zu dem Manne hätte ich wohl Vertrauen,“ meinte der junge Ritter.

Digitized by Google

„Nimm dich in Acht!“ lispelte die Tasche, hier sind falsche Würfel.“

„Aber jener Doctor der Rechte, der mit so vieler Würde auftritt?“

„Hier ist ein zerrissenes Urtheil,“ sprach die Tasche.

„Warum zerrissen?“

„Es steckt ein Beutelchen mit Gold daneben, von dem verlierenden Theile geopfert.“

„Und der war?“

„Ein Vormund betrogener Waisen.“

„Pfuy, Puttli! erstatte mir doch endlich einen tröstlichen Bericht.“

„Herr, ich darf nicht lügen, so gern ich auch wollte.“

„Aber jener Ehrenmann, der beyde Hände in den Taschen hält, und sich vor einem Jeden so freundlich verbeugt?“

Digitized by Google

„Rosenkränze!“ riefen beyde Taschen, Rosenkränze von Smaragd und eine Reliquie in einer kleinen Schachtel mit Diamanten besetzt.“

„Gewiß ein frommer Mann?“

„Es sind Pfänder, auf die er Geld geliehen.“

„Und dieser Ritter, der seine Heldenthaten mit solcher Beredsamkeit erzählt?“

“Hier ist ein Büchschen mit Salbe,“ rief die Tasche.

„Vermuthlich um seine Wunden zu heilen?“

„Ja, auf dem Rücken!“ flüsterte Puttli.

„Weh! unter welche Menschen bin ich gerathen! dachte der ehrliche Ritter von der Runenburg.

„Sie sind nicht besser und nicht schlechter, raunte Puttli ihm zu, als Alle, mit welchen du zuvor Umgang gepflogen; nur hast du nie zuvor in die Taschen geguckt.“

Digitized by Google

„Ich mag für heute die niederschlagende Prüfung nicht länger fortsetzen," sagte Herrmann. „Nur jenen ehrwürdigen Pater wünschte ich noch ein wenig näher zu kennen. Er ist der Bußprediger des Hofes, ein Eiferer für den Glauben, ein Mann, der kühne Wahrheiten von der Kanzel spricht.

„Ich bin leer, schwatzte die Tasche.

„Ganz leer?"

Hier ist nichts, als ein Schnupftuch, um den Schweiß zu trocknen, der auf der Kanzel die Stirn des donnernden Redners befeuchtet."

„Gottlob! dem darf ich trauen," sagte Herrmann, und schloß sich näher an den Pater Hieronymus und vernahm aus dessen Munde die holdseligsten Sprüchlein. Am andern Morgen ging er in die Kirche und stellte sich nahe zur Kanzel, um kein Wort des Redners zu verlieren. Ha, welche Blitze schleuderte der heilige Mann auf die Ketzer herab! Wie gräßlich schilderte er den Schwefelpfuhl, in dem sie einst schmohren würden! Der gute Herrmann war gerührt, erschüttert — es fiel ihm gar nicht ein, sich um die Tasche des from-

Digitized by Google

men Paters zu bekümmern; aber Puttli, der Schalk, saß darin und lachte.

„Schäme dich Puttli! warum lachst du?“

„Ich lese eine Schrift, die von Ketzereyen wimmelt.“

„Vermuthlich wird er sie widerlegen. Du hörst, wie er so eben für den wahren Glauben eifert.“

„Nicht doch, sie ist von ihm selber verfaßt. Die auf der Kanzel am frömmsten reden, sind oft im Herzen die ärgsten Ketzer.“

Seufzend verließ Herrmann die Kirche. „Ich mag mit den Männern nichts mehr zu schaffen haben,“ sagte er unwillig. „Zu den Weibern will ich mich wenden. Vielleicht find' ich unter diesen noch ein redliches Gemüth.“

Er wurde nun, was man damahls einen Jungfernknecht nannte. Ueberall, wo Frauen und Jungfrauen sich versammelten, war der schöne Ritter von der Runenburg nicht fern, und Puttli schlüpfte aus Einer Tasche in die Andere. Al-

Digitized by Google

lein auch hier waren die Erfahrungen selten erfreulich.

Schüchtern hörte die schöne Hedwig ihn an, sittsam schlug sie die Augen nieder, und wenn er von Liebe sprach, so waren es ihr böhmische Dörfer. Aber die Tasche verrieth: „Ich berge ein Zettelchen, in dem für die folgende Nacht Ritter Ulrich seinen Besuch verspricht."

Mit blitzenden Augen schalt die braune Hildegard über die sittenlosen Zeiten. Noch vor zehn Jahren, als sie in ihrer ersten Jugend blühte, da war es ganz anders, da herrschten noch Tugend und Keuschheit. Aber in ihrer Tasche klagte ein Mahnbrief einer armen Bäuerin, daß sie, für das heimlich geborne Knäblein, das Kostgeld so saumselig zahle.

Seufzend verdammte Kunigunde die Eitelkeit der Welt, den sündlichen Schmuck des Körpers; aber in ihrer Tasche klapperten durcheinander ein Schminkbüchschen, ein Kamm, ein Spiegel; und in einer Falte hauste ein Recept zu Waschwasser.

Digitized by Google

Eine Mutter sprach mit Salbung von der christlichen Erziehung ihrer Kinder, und wie sie ihre ganze Zeit auf dieß wichtigste Geschäft verwende; indessen der Schalk Puttli ihre ganze Tasche voller Lieder fand, die sie, mit Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Veldeck, jenen berühmten Minnesingern, um die Wette dichtete.

Eine Ehefrau trauerte um den abwesenden Gatten als eine züchtige Strohwittwe; aber die verrätherische Tasche barg eine seidne Strickleiter, die sie jeden Abend für ihren Buhlen vom Balcon herab zu lassen pflegte.

„Ich werde dich nächstens zum Teufel jagen!" sagte Herrmann zu dem kleinen Teufel, du zertrittst auch noch den letzten Funken meines Vertrauens zu den Menschen, und raubst mir die letzte Hoffnung, jemahls am Busen eines zuverläßigen Weibes meiner Thaten Lohn, meines Lebens Glück zu finden."

Schon wollte er dem Doctor Faust berichten, daß Puttli's Plaudereyen ihm unerträglich wurden; denn er begriff nun endlich, daß, um die Menschen zu lieben, man nicht in ihre Taschen sehen muß; da erblickte er Amalbergen, ein

schönes Mädchen von achtzehn Jahren, über dessen himmlischen Antlitz gewöhnlich eine trübe Wolke schwebte. Sie war eine arme Waise, die Tochter eines berühmten Ritters, der aber sterbend mit seinem Vermögen das Fegfeuer abkaufte, und seinem Kinde nichts hinterließ, als Spindel und Webestuhl, und den frommen Rath, eine Nonne zu werden. Zum Kloster spürte Amalberge keinen Beruf in ihrer Schwanenbrust. Sie wollte wenigstens versuchen, ob sie im Stillen durch eignen Fleiß genug erwerben könne, um so in der Welt zu leben, als ihrem Stande geziemte; und es gelang ihr, weise sparend, nur ihre Kräfte bey nächtlicher Arbeit oft verschwendend. Sie nährte sich meistens mit Brot und Wasser, aber wenn die edlen Jungfrauen am bischöflichen Hofe erschienen, so trat sie, wenn auch minder kostbar, doch eben so zierlich geschmückt, unter ihnen auf, und alle Blicke flogen dem holden Fräulein zu. Ihr alter Oheim, der Ritter K u n z, pflegte scherzend zu sagen, wenn er die schöne Nichte so edel geschmückt sah: „Mädchen, du hast eine Alrune, die dir Schätze zuträgt, und wäre deine Sittsamkeit mir nicht zur Genüge bekannt, so würde ich meinen, Gott verzeih mirs! die Buhlerey fülle dir den Säckel.“

Das meinte ihr Bruder auch wirklich. Er war ein lustiger Edelknappe, der alle Weiber schmähte und sich oft verlauten ließ: die weibliche Tugend und den Vogel Greif habe noch Niemand mit Augen gesehen. Er brauchte immer Geld. Die gute Schwester gab ihm, was sie entbehren konnte; das bestärkte ihn in seinem Argwohn, denn wo nahm sie es her? — Das Fleiß um die Horen, wie eine Biene um die Blumen schwebt, und von jeder Hore mit reicher Beute beladen wird, dafür hatte der ausschweifende Gesell keinen Sinn. Er suchte andere Mittel, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, und diese Mittel waren selten löblich.

Amalbergens holde Gestalt fesselte Herrmanns Augen, welche sie dem Herzen treulich überlieferten.

Er zitterte bey dem Gedanken, auch ihre Taschen im Widerspruch mit ihren züchtigen Geberden zu finden, und lange wollte er seinen Puttli nicht einmal erlauben, das Heiligthum der Sittsamkeit durch seine Schalkheit zu entweihen. Endlich wagte er es doch. Die ersten Versuche liefen glücklich ab. In der Tasche fand sich nichts als ein Schnupftuch und ein Gebetbüchlein. Herrmann triumphirte: „Sie ist meine Erkohrene!“

„Juble nicht zu früh," warnte der boshafte Dämon, „die besten Weiber sind wandelbar; heute stehn sie schon mit Einem Fuße im Himmel, und morgen dulden wir sie kaum in der Hölle. Prüfe das Mägdlein zuvor eine Weile, ehe sie das Netz über deinem Kopfe zusammenzieht."

Herrmann fand, daß der Teufel bisweilen sehr vernünftig redet, und befolgte seinen Rath. Einige Wochen lang fuhr Puttli täglich wie ein Visitator in Amalbergens Tasche, mußte aber täglich den Ersten Bericht wiederholen, und der Ritter lachte den Schadenfroh herzlich aus. Aber Eines Tages — eben umwölkte wieder eine sanfte, unwiderstehliche Schwermuth des Fräuleins Stirn, und eben wollte Herrmann zu ihren Füßen sinken — da flüsterte plötzlich die Tasche: Ich verwahre einen falschen Wechsel."

„Du lügst!" sagte der Jüngling von Zorn entbrannt.

„Ich lüge nicht, der Wechsel ist falsch."

„So rede, welche Bewandtniß hat es damit?"

„Das weiß ich nicht."

„Wie ist er in ihre Tasche gekommen?"

„Das weiß ich nicht."

„Sie kann sehr unschuldig seyn."

„Wohl möglich, aber der Wechsel ist falsch."

Das wurmte den Ritter, und so fest er auch an ihre Tugend glaubte, so hielt er mit der Liebeserklärung doch fürs Erste zurück. Wie sollte er den bedenklichen Umstand aufklären? vergebens zerbrach er sich den Kopf. Am andern Tage war der Wechsel verschwunden, und das Gebetbüchlein hatte seine alte Stelle wieder eingenommen.

Unter andern Zauberkünsten besitzen die weiblichen Reize auch die, den Mann, der das Böse hinter ihnen klar genug erblickt, zu vermögen, das er lieber die Augen wegwendet und sich selbst überredet, er habe nichts gesehen. Herrmann vergaß den falschen Wechsel bald, oder, wenn er noch an ihn dachte, so tröstete er sich mit seinem w e r w e i ß! und da vollends Amalberge zwey ganzer Wochen abwesend war, (Niemand wußte w o)

so

so fachte diese Entbehrung ihres Anblicks die Flamme nur noch heftiger an. Er schmachtete nach ihrer Gegenwart, und schmückte ihr Bild indessen durch seine Einbildungskraft mit allen Reizen des Körpers und der Seele. Endlich erschien sie wieder blaß, hinwelkend, schwermüthiger als jemals, aber auch reizender als jemals.

Herrmanns Lippen öffneten sich zum zweytenmale, um ein süßes Bekenntniß abzulegen, da schwatzte Puttli aus der Tasche: „Hier ist Gift.“

„Gift?“

„Ein starkes, wohlbereitetes Gift! ein Pülverchen, das einen lästigen Ehemann über Hals und Kopf in die Hölle senden würde.“

Der Ritter stutzte. Gift in der Tasche eines schönen Mädchens? — das war allzubedenklich! die Liebe machte schüchtern dem Argwohne Platz. Doch flüsterte sie aus ihrem Winkel hervor: „es wird eine Schminke seyn. Ein wenig Eitelkeit ist verzeihlich.“

„Nein, es ist Gift!“ Dabey blieb der unbarmherzige Puttli.

„Nun wenn auch! sie wird die Ratzen damit vertreiben wollen.“

„Schwerlich! wie käm' es denn in ihre Tasche?“

„Sie wird es eben heute von einer Freundin empfangen haben, und diesen Abend Gebrauch davon machen.“

Puttli schwieg, aber am andern Tage und noch an vielen folgenden, berichtete er lachend, das Gift sey immer noch da. Jetzt hing der Ritter sich an den alten Oheim, um vielleicht durch diesen das Räthsel zu lösen. Er hatte bisher wenig Vertrauen zu ihm gehabt, denn Ritter Kunz war als ein Spötter am ganzen Hofe bekannt, und hatte schon in seiner Jugend, durch Spottgedichte sich manche Händel zugezogen. Das mogte auch wohl die Ursache seyn, warum er nie vorwärts kam, trotz seiner Biederkeit und Tapferkeit. Er war zu stolz, um zu klagen; lieber litt er die drückendste Noth und blieb dabey so guter Laune, als lebe er herrlich und in Freuden. „Man muß doch hören, welch' ein Zeugniß seine Tasche für ihn ablegt,“ raunte Herrmann dem dienstfertigen Puttli zu. Ehe noch ausgeredet, saß der schon in der Tasche

„Hier ist ein Schächtelchen mit Knochensplittern; Ueberreste von den Knochen, die der Ritter in mancher Fehde für den Bischof zu Markte getragen. — Hier ist eine harte Brodrinde; vermuthlich der Lohn für seine ritterlichen Thaten. — Hier ist auch ein Zettelchen von einem alten Kämmerling."

„Lies."

„Hütet Euch, Herr Ritter, vor dem Zorne des Comthurs. Eure edelmüthige Weigerung hat ihn zur Wuth entflammt. Er schwört, sich an Euch zu rächen, und seinen bösen Zweck dennoch zu erreichen."

„Ist das Alles?"

„Alles."

„Was hat der Ritter dem Ehomthur verweigert?"

„Das weiß ich nicht."

„Welchen bösen Zweck verfolgt der Comthur?"

„Das weiß ich nicht."

„Gleichviel, ich weiß genug, um den alten Kunz für einen edlen Mann zu halten.“

Nun gab sich Herrmann alle Mühe, ihn seiner Nichte wegen auszuholen, und ließ ihm sogar merken, daß er redliche Absichten hege, wenn nur gewisse räthselhafte Dunkelheiten mit des Oheims Hülfe mögten aufzuhellen seyn. Allein er brachte nichs weiter von ihm heraus, als die Versicherung auf Ritterwort und Ehre, daß seine Nichte ein braves Mädchen sey, und daß er ihrem Bruder nur eine Ader von ihr wünsche. Dies Zeugniß war freylich ermunternd, aber der falsche Wechsel — das Gift —

„Ey zum Henker!“ rief Herrmann ungeduldig, „das mag sie mir als Braut erklären. Ich bringe meine Worte bey ihr an.“ — Und hin ging er zum drittenmale, des festen Willens, der holden Amalberge zu bekennen, was sie schon längst errathen hatte.

Doch plötzlich rief Puttli wiederum: halt!

„Was gibts schon wieder? du unbarmherziger Dämon!“

„Hier ist ein Briefchen neben dem Gifte.“

„Von wem?“

„Ohne Unterschrift.“

„Lies.“

Und Puttli las: „Es hat mich geschmerzt, liebe Amalberge, daß du mein Kind ohne alle Barmherzigkeit ermordet hast. Doch nach kurzem Besinnen muß ich deine Vorsicht loben. Meine Vaterschaft wäre mir theuer zu stehen gekommen und dein guter Ruf hätte gelitten. Was besser verborgen bleibt, wäre ein Stadtmährlein geworden. Du hast durch Klugheit den Mann beschämt. Habe Dank! Du bist mein liebes, zuverlässiges Mädchen.“

„Himmel und Hölle!“ rief der Jüngling, „was ist das!“

„Habt Ihrs nicht gehört?“ wiederholte Puttli mit kalter Bosheit, „sie hat ein Kind ermordet. Nun ist es klar, wozu sie das Gift gebraucht.“

Digitized by Google

Herrmann schauderte. Er wollte das Bild der Heuchlerin auf ewig aus seinem Herzen reißen! Aber wie konnte das gelingen, wenn er sie täglich sah? — Er wollte fort und einen Kreuzzug gegen die heidnischen Litthauer unternehmen, dort Ruhe oder Tod finden.

„Sattle mein Roß!" rief er spät am Abend seinem Knappen zu. „Mir soll die Morgensonne fern von Bamberg aufgehen." Das Roß wurde gesattelt, er schwang sich darauf.

„Soll ich dir folgen?" fragte Puttli.

„Geh zum Teufel!" antwortete Herrmann, und husch! verschwand der kleine Dämon, mit schadenfrohem Gelächter.

Langsam, mit gesenktem Haupte ritt der Jüngling zum Thore hinaus, von einem getreuen Knappen begleitet. Ein schwacher Mondstrahl beleuchtete seinen Pfad. Die Nacht war kühl und regenhaft, doch nirgend so kalt und düster als in seiner Brust. Eben war er am Hochgericht vorüber geritten, wo der Knappe sich dreymal bekreuzte, da vernahm er hinter sich den Galopp eines Pferdes und die kreischende Stimme eines

Weibes. Entführungen waren in jenen Zeiten so gewöhnlich, als etwa Schlittenfahrten in den unsrigen. Herrmann errieth sogleich, hier gelte es einer Entführung. Seiner Ritterpflicht eingedenk, wandte er das Roß, setzte in den Steigbügeln sich fest, und donnerte dem Ansprengenden ein Halt! entgegen. Zugleich blitzte sein Schwert im Mondenschimmer, und der wackere Knappe, der seine Lanze trug, schwang sie über dem Haupte, daß die Luft zischte.

Das Pferd des Fremden prallte zurück, und schnaubte, als es auf seinem Rennwege plötzlich ein Hinderniß fand. Der schwarze Reiter fluchte und die weiße Gestalt hinter ihm jammerte um Hülfe. „Platz da!“ rief Jener: „wer Ihr auch seyn mögt, laßt mich vorüber. Die Dirne ist meine Schwester, ich führe sie ins Kloster.“

„Er lügt!“ schrie die Entführte: „Erbarmt Euch einer Waise!“ und mit Entsetzen erkannte Herrmann Amalbergens Stimme. Ohne weitere Ueberlegung hieb er auf den Reiter ein, der jedoch sein Schwert auch zu führen wußte, die hageldichten Hiebe auffing und wiedergab. Wer mag wissen, wie der zweifelhafte Kampf in der Dunkelheit geendet haben würde, hätte nicht Herr-

Digitized by Google

manns Knappe den Gegner mit dem Speere vom Rosse gerannt. Er stürzte zu Boden und lag betäubt.

„Ihr seyd gerettet, schöne Amalberge," sagte Herrmann mit zitternder Stimme: „wohin befehlt Ihr, daß ich Euch führen soll?"

„Großer Gott!" rief das bebende Mädchen: „Ihr seyd der Ritter von der Runenburg!"

„Der bin ich."

„O so verdank' ich Euch die Rettung meiner Ehre, meines Lebens!"

Bey dem Worte Ehre fuhr Herrmann zusammen, doch enthielt er sich einer spitzen Antwort. „Wollt Ihr zurück nach Bamberg!" fragte er kalt. Sie bejahte es. Er befahl seinem Knappen, ihr Pferd am Zügel zu leiten, und ritt langsam und schweigend voraus, bis zu ihrer Wohnung. Hier sagte er ihr ein kühles Lebewohl und wandte sein Roß, ohne einmahl zu fragen: wie ging es zu? —

Aber Amalberge umfaßte sein Knie mit jungfräulicher Sittsamkeit: „Nein, Ritter, so laß'

ich Euch nicht! tretet herein in meine Kammer, auf daß ich mit einem Becher Wein Euch erquicke, und Ihr bey Kerzenlicht meine dankbaren Thränen seht." — Reite fort! reite still fort! sagte Herrmanns Kopf; bleibe! flüsterte sein Herz, und Er blieb; und ein seltsames Wohlbehagen beschlich ihn sanft, als er Amalbergens reinliches Gemach betrat. Da lag die Spindel, da stand der Webestuhl. Die heilige Theresia hing an der Wand.

Das Fräulein löste, nach alter Sitte, ihm das Helmband, nahm den schweren Helm mit zarten Händen ihm selber ab, und als er den eisernen Handschuh auf den Tisch warf, wollte sie weinend die Hand ihm küssen. Aus einem Schränkchen holte sie eine Flasche Wein und kredenzte ihm den Becher und eine Thräne fiel hinein. Herrmann trank und würde getrunken haben, wenn er auch gewußt hätte, daß das Giftpulver auf dem Boden des Bechers läge. Bald dünkte ihm fürwahr, es sey dieser Wein ein Zaubertrank, denn es lief eine Glut durch alle seine Adern; allein es war die Liebe, deren Flammen aus der Asche hervorbrachen. O warum ist Puttli nicht hier!" dachte er bey sich selber, „möcht' ich sie schuldlos finden!" — Sie sah ihm so fromm, so herzlich fromm in die Augen — nein, sie konnte nicht strafbar seyn!

Digitized by Google

Er forschte nun nach dem Namen ihres Räubers. „Hat er sich doch selber genannt," antwortete Amalberge mit einem tiefen Seufzer: „Ach! mein Bruder!"

„Euer Bruder!? — wie? — warum?" —

„Verzeiht, Herr Ritter, laßt mich einen Schleyer über dieses unselige Geheimniß ziehen."

„Fräulein!" rief Herrmann mit wundersam bewegter Stimme, „der Augenblick ist da, in dem ich Alles erfahren, beschämt zu Euren Füßen stürzen, oder mit verzweifelndem Herzen fortprengen muß, um mich in die Säbel der Heiden zu stürzen!"

Amalberge erschrack und sah ihn schüchtern an.

„Fräulein!" fuhr er fort, „daß ich Euch liebe, müßt Ihr längst errathen haben."

Plötzlich deckten bey diesen Worten die langen Wimpern ihre schönen Augen und das Blut stieg in die blassen Wangen.

„Längst schon hätte ich als ein Biedermann um Eure Hand geworben, denn Ihr schient mir fromm und gut; aber es begaben sich so wunderbare Dinge, daß ich irre an Euch werden mußte. Haltet Ihr es der Mühe werth, mir den Irrthum zu benehmen, so antwortet mir jetzt auf meine Fragen, und wenn Ihr diese Hand nicht verschmäht, so verhehlet mir nichts."

Amalberge hub die Augen wieder auf, und sagte: „Ich will Euch nichts verhehlen."

„Aber forscht auch nicht, wenn Ihr erstaunen müßt, daß ich Dinge weiß, die Ihr vor aller Welt tief verborgen glaubtet."

„Ich will nicht forschen," sagte Amalberge.

„Wohlan! — Ihr trugt vor einiger Zeit einen falschen Wechsel in Eurer Tasche — "Sie stutzte. — „Ihr stutzt?"

„Wie sollt' ich nicht? — woher könnt Ihr wissen? — "

„Ihr habt versprochen nicht zu forschen. Was hatte dieser Wechsel zu bedeuten?"

Digitized by Google

„Es sollte nie über meine Lippen kommen. Der heiligen Theresia hatte ich es geschworen. Doch sie ist Zeuge unsers Gesprächs und wird, um meiner gefährdeten Unschuld willen, mich meines Schwurs entbinden. — Es war ein reicher Handelsmann in Nürnberg, in dessen Namen fälschlich der Wechsel geschrieben worden; zum Glück ein alter Freund meines Vaters. Er forschte bald den Thäter aus — mein unglücklicher Bruder, der in die Netze einer eigennützigen Buhlerin verstrickt, kein anderes Mittel sich Geld zu verschaffen gewußt. Aus Achtung für meines Vaters Andenken ließ der Nürnberger den bösen Handel noch nicht laut werden, forderte bloß Ersatz im Stillen, wurde zum Dank gescholten und verhöhnt, kam zu mir und klagte, daß er den Namen seines edeln verstorbenen Freundes beschimpfen und zugleich mir weh thun müsse. Ich erschrack heftig. Eben damals hatte ich ein köstliches Gewand gestickt. Zwey Jahre bedurfte ich, um es zu vollenden, weil ich nur in Nebenstunden, der Spindel und dem Webestuhl geraubt, daran arbeiten konnte. Hingegen wollte ich nun beym nächsten Turnier damit prunken. Ihr wißt ja, Herr Ritter, wie eitel wir Mädchen sind. Doch dürft Ihr mir glauben, daß ich keinen Augenblick wankte, als es darauf ankam, die Ehre meines verblendeten Bruders zu retten, den Na-

men und das Wappen meines uralten Geschlechts vor Schimpf zu bewahren. Ich zeigte meiner Hände Werk dem Nürnberger, es gefiel seinen Augen wohl. Ich fragte, wie hoch er es schätze? ach! kaum den halben Werth seiner Forderung! — Als er aber hörte, wie lange ich daran gearbeitet, um mir auch einmal eine mädchenhafte Freude zu gewinnen, und daß ich es nun opfern wolle, um die Schuld zu tilgen; da schien er gerührt, gab mir den falschen Wechsel zurück und nahm mein Gewand."

„Er nahm es?" unterbrach Herrmann sie mit Unwillen.

„Es sollte seiner Tochter Brautkleid werden," sagte er. „Ich steckte den falschen Wechsel in meine Tasche, um ihn meinen Oheim zu übergeben, so bald ich ihn sehen würde. Das geschah am andern Tage. Meinem Bruder sagt' ich nichts, um die Beschämung ihm zu ersparen. Nun wißt Ihr Alles. Der Handelsmann in Nürnberg und Ritter Kunz mögen Euch bezeugen, daß ich wahr gesprochen."

„Ha!" rief Herrmann, „und dieser Bruder, den Ihr so edelmüthig gerettet, wollte heute mit Gewalt Euch entführen?"

Digitized by Google

„Derselbe.“

„Ich bitt' Euch, holdes Fräulein, löst mir auch dieses Räthsel.“

„Wort und Handschlag.“

„Wohlan, so wisset, daß schon lange der heuchlerische Comthur meiner Unschuld nachgestellt.“

„Der Comthur?“

„Es mochte ihm scheinen, daß meine Armuth sein böses Spiel begünstige. Er verfolgte mich mit Anträgen, die mit verdientem Abscheu verworfen wurden. Er wollte meinen Oheim durch glänzende Versprechungen gewinnen. Doch der wackere alte Mann, so arm als ich, verhöhnte den Comthur. Da verbarg er seinen Grimm und rühmte meine Tugend, und nannte mich seine Tochter. Ich Thörin ließ mich täuschen. Vor einigen Monden — vielleicht gedenkt Ihr noch der Zeit, wo ich zwey ganzer Wochen abwesend war?“

„Wohl gedenk' ich ihrer noch,“ erwiederte Herrmann seufzend.

Digitized by Google

„Damals hatte die Aebtissin zu Frauenthal mich in ihr Kloster geladen. In der Freystätte der Tugend sollt' ich dem Comthur durch Bestochene ausgeliefert werden. Ich war eine Gefangene. Bald erschien er selbst, bat und drohte. Ich hielt mich für verlohren, doch meine Schutzheilige wachte. Zu ihr betete ich mit Innbrunst. Sie rührte das Herz der Pförtnerin, die in dunkler Nacht mir die Klosterpforte öffnete. Ich floh in die Arme meines Oheims. Durch ihn erfuhr ich bald, der Comthur habe gewüthet, als er meine Entweichung vernommen, und geschworen, über lang oder kurz, meiner dennoch habhaft zu werden. Ich sollte auf meiner Huth seyn, warnte mein Oheim, ich sollte lieber dieses Land verlassen."

„Und warum thatet Ihr das nicht?" unterbrach sie Herrmann."

„Ich wollte," erwiederte Amalberge, und höhere Glut färbte ihre Wangen: „ich wollte, aber ich schob es auf von Einem Tage zum andern. Muß ich Euch sagen warum?" — Sie hob bey den letzten Worten die Augen zu ihm auf, die ein schamhaftes Bekenntniß ablegten und sogleich sich wieder senkten. Verwirrt sprach Herrmann: „Welchen Gefahren habt Ihr getrotzt!"

Digitized by Google

„Ich meinte doch," fuhr Amalberge fort, „der Comthur werde nimmer wagen, mitten in der Stadt aus meiner Wohnung mich zu rauben. Auch wandte ich alle Vorsicht an, jede Nachstellung zu entkräften. Nur gegen Einen war ich nicht auf meiner Huth, gegen meinen leiblichen Bruder! Mein Herz verwarf mit Abscheu den Gedanken, daß er fähig seyn könne, zu seiner Schwester Schande die verruchte Faust zu bieten. Und doch geschah es! — Ihn, den stets Geldbedürftigen, hatte der Comthur nur allzuleicht gewonnen, ihm Eine seiner Nichten zur Gemahlin versprochen. Gestern überredete er mich, eine alte blinde Muhme zu besuchen, die, nicht fern von Bamberg, in der Einsamkeit lebt. Ohne das mindeste Bedenken setzte ich mich hinter ihm auf sein Roß. Die Alte nahm uns freundlich auf und bewirthete uns nach Vermögen. Als es zu dämmern begann, erinnerte ich meinen Bruder, daß es Zeit sey heim zu kehren. Er wußte es zu verzögern unter allerley Vorwand. Erst gegen Mitternacht bestiegen wir das Roß. Doch, statt den Zügel nach Bamberg zu lenken, sprengte er mit mir fort, und drohte mich zu ermorden, wenn ich mein Glück, wie er es nannte, muthwillig von mir stieße. Das Uebrige ist Euch bekannt. Ich war ein Kind des Todes, wenn nicht der Engel Gottes mir einen großmüthigen Beschützer herbey führte."

„Schlim-

„Schlimmer als Tod," murmelte Herrmann.

„Nein, nicht schlimmer als Tod," erwiederte Amalberge, „denn ich hatte längst mich auf den schlimmsten Fall gesichert. Seit jener Begebenheit im Kloster trug ich Gift in meiner Tasche. Wenn jede andere Hoffnung schwand, so sollte das mich retten."

„Ha! darum?" rief Herrmann entzückt, und wollte schon zu ihren Füßen stürzen, als er plötzlich Purtlis Stimme wieder zu vernehmen glaubte, die ihm das Brieflein vorlas, dessen schrecklicher Inhalt ihn aus Bamberg vertrieb.

„Fräulein," stotterte er, „ich muß noch Eins von meinem Herzen wälzen. Eure Aufrichtigkeit macht mir Muth. Werdet Ihr auch das Gräßlichste bekennen?"

„Das Gräßlichste?" wiederholte Amalberge mit Erstaunen: „ich habe nichts mehr zu bekennen."

„Ihr habt ein Kind ermordet —"

Sie schauderte. „Seyd Ihr von Sinnen?“

„Mögt Ihr leugnen, daß vor wenigen Tagen, ein Brieflein sich in Eurer Tasche befand, ein Brieflein ohne Unterschrift, doch sonder Zweifel von einem glücklichen Buhlen, der Euch dankte, daß Ihr sein Kind ermordet, und Euern guten Ruf dadurch in Sicherheit gestellt?“ — Herrmann stutzte nicht wenig, als Amalberge plötzlich in ein lautes Gelächter ausbrach. Sie eilte zu ihrem Webestuhl, nahm einen Garnknauel, und wickelte hastig das Garn von einem zusammengefalteten Papier, welches sie ihm hinreichte. „Meint Ihr dieses Brieflein?“

„Ja.“

„Es ist von meinem alten Oheim. Ihr kennt seinen Hang zu Spöttereyen. Als ich mein Abentheuer im Kloster ihm erzählte, wüthete er anfangs, und wollte sein Schwerdt dem Comthur durch den Leib jagen. Ich führte ihm unsere Armuth, unsere Ohnmacht zu Gemüthe, und das es besser sey, von dem mißlungenen Bubenstück zu schweigen, als böser Zungen Spiel zu werden und die Rache des Mächtigen auf uns zu laden. Es gelang mir, ihn zu besänftigen. Doch konnte er wenige Ta-

ge nachher dem Kitzel nicht widerstehen, ein langes, beissendes Spottgedicht auf den Comthur zu verfertigen, das er am Hofe verstreuen wollte. Ich zitterte vor den Folgen, bat um das Gedicht, als ob ich es lesen und abschreiben wollte, warf es aber ins Feuer. Das nennt er nun in diesem Brieflein scherzend, den Mord seines Kindes."

Wer mag schildern, wie dem Jüngling zu Muthe war, als er die Geliebte rein und makellos vor sich stehen sah? — Liebe und Beschämung beugten seine Kniee, und ihm verzieh die Liebe den häßlichen Argwohn. Am andern Tage stellte er Amalbergen als seine Braut dem Hofe vor. Der alte Ritter Kunz besang das Hochzeitfest in schönen Reimen, und ein glückliches Paar bestieg das hochzeitliche Lager.

Täglich entdeckte Herrmann an seiner Gattin neue Vorzüge. Nur Einen Fehler hatte sie gemein mit allen ihren Schwestern, die Neubegier. Sie rastete nicht eher, bis sie, in einer traulichen Stunde, dem Gatten das Bekenntniß abgelockt, wie er den Inhalt ihrer Tasche so genau kennen gelernt. Zwar mußte sie ihm eidlich geloben, das Geheimniß treu zu bewahren, und hielt auch ihr Gelübde viele Jahre lang. Doch als ihre schönen Töch-

ter heran wuchsen, konnte sie doch dem Drange nicht widerstehen, es diesen mitzutheilen. So ging es im Stillen von Munde zu Munde, und gelangte endlich bis in unser Jahrhundert, in dem die Damen, mehr als vor alten Zeiten, trifftige Gründe haben mogten, ihre Taschen nicht umzukehren. Denn siehe da, um der Gefahr auszuweichen, durch einen boshaften Puttli verrathen zu werden, faßten sie plötzlich und einmüthig den Entschluß — künftig keine Taschen mehr zu tragen.

Digitized by Google

Sisiphus.

In Verzweiflung stürzte der junge Wilhelm zu seinem alten Oheim ins Zimmer.

„Was hast du? warum so wild?"

„Können Sie sich das Abscheulichste denken! Vorige Woche seh' ich ein armes Mädchen, dem die Füße erfroren waren, an der Straße liegen. Ich führe sie zu meiner Mutter, die sich ihrer erbarmt, sie heilt und kleidet, und, weil sie fleißig und gutmüthig ist, sie endlich gar in ihren Diensten behält. Da kommt heute der Pastor Brumm, der immer in den Spiegel guckt, um zu sehen ob noch kein Heiligenschein um seinen Kopf strahlt, zieht meine Mutter geheimnißvoll bey Seite, zuckt die Achseln, und fragt, ob es wahr sey, was die ganze Stadt behaupte: daß sie meine Maitresse ins Haus genommen? — „Ist das nicht zum Rasendwerden? für eine gute That wird mir ein böser Ruf."

„Hm!“ sagte der Oheim, „als du vor einigen Monaten den dummen Streich machtest, dich, um eines Vortanzes willen, zu duelliren, da hieß es in der ganzen Stadt, du hättest dich für einen Greis geschlagen, der von deinem Gegner beleidigt worden, und Jedermann rühmte dich. Es war auch nicht wahr, so wenig als das, worüber du heute klagst. Hebe nun Eins gegen das Andere auf.“

„Aber mein Gott!“ erwiederte Wilhelm, „so ist es doch wahrlich um den Ruf eine erbärmliche Sache! Der gute wie der böse sind immer nur halb wahr.“

„Oft nicht einmal halb,“ versetzte der Oheim, „mit jedem Tage wird er ungewisser. Ein paar Jahrhunderte nach dem Tode des Berufenen weiß man gar nicht mehr, was man daraus machen soll. Das müssen die gekrönten Helden sich gefallen lassen, so gut als du, und dennoch trachten sie mit so rasender Begier nach einem Dinge, das alle Augenblicke eine andere Gestalt annimmt, wie die Wolke aus meiner Tobackspfeife. Sieh, da lese ich eben vom Sisiphus, der mag dir zum Beyspiel dienen. Er herrschte in Corinth. Viele Dichter versetzen ihn in die Hölle, und messen ihm da ein saures Stück Arbeit zu. Er muß immer-

fort ein gewaltiges Felsenstück auf einen Berg hinaufwälzen, und wenn er meint, er habe die Spitze erreicht, so rollt es wieder herunter. — Warum erleidet er diese verdammte Strafe? — Der Eine sagt, er habe die Geheimnisse der Götter verrathen. Jupiter hatte die Egina, Tochter des Asopus, entführt. Der trauernde Vater bat den Sisiphus, der um die Entführung wußte, ihm zu entdecken, wo seine Tochter geblieben. Das that Sisiphus unter der Bedingung, daß seine Burg vom Asopus mit Wasser versorgt werde. Dafür stürzte ihn Jupiter in die Hölle. — Ein Anderer behauptet, es sey geschehen, weil er seine Nichte Tyro verführt. — Ein Dritter schöpft aus dem Demetrius, einem alten Ausleger des Pindar über die olympischen Spiele. Diesem zufolge hat Sisiphus sterbend seiner Gemahlin befohlen, seinen Leichnam nicht zu begraben, sondern ihn mitten auf den Markt zu werfen. Sie gehorchte pünktlich, allein das nahm der Geist des Sisiphus übel, denn er hatte nur ihre Liebe prüfen wollen. Er bat den Pluto um Erlaubniß, die Unterwelt auf einige Stunden zu verlassen, um seine Wittwe zu züchtigen. Es wurde ihm zugestanden, unter der Bedingung, zur bestimmten Zeit unfehlbar sich wieder einzufinden. Aber es gefiel dem Sisiphus in der Oberwelt so wohl, daß er seine Zusage vergaß, und erst nach

Digitized by Google

vielen Jahren von Mercur mit Gewalt wieder hinabgeschleppt wurde, wo er denn auf die angezeigte Weise büßen mußte. — Noch Andere sagen, er sey wie ein Räuber in das attische Gebiet eingebrochen, und habe alle Fremde, die in seine Hände fielen, unter den grausamsten Martern hinrichten lassen, bis Theseus, der König von Athen, ihn überwunden und getödtet. — Was meinst du Wilhelm? kann man einen elendern Ruf hinterlassen, als dieser Sisiphus? denn es mögte nun von den mancherley Angaben wahr seyn, welche du willst, so war er entweder ein Verräther, oder ein Wollüstling, oder ein Narr, oder ein Räuber. — Nun höre aber dagegen, was Homer von ihm sagt: Sisiphus hatte den Tod gefesselt, und hielt ihn viele Jahre gefangen, bis endlich Mars, auf Pluto's Bitten, ihn befreyte; denn die Unterwelt blieb leer, weil die Menschen nicht mehr starben. Und wie erklärt das Homer? wodurch hatte Sisiphus den Tod gefesselt? Durch den Frieden. Er war der weiseste Sterbliche. Er lebte nicht nur selber in Eintracht mit allen seinen Nachbarn, sondern es war auch sein stetes Bemühen, sie unter sich in Frieden zu erhalten. Dadurch führte er Glück und Ueberfluß in seine Staaten, und die Menschen starben nicht mehr. — Wie viele Könige gibt es, oder gab es auf der Welt, denen

man dies Höchste nachrühmen dürfte? und doch muß Sisiphus den Stein wälzen? und doch ist sein Ruf so zweydeutig?

Darum tröste dich, mein lieber Neffe. Meide das Böse, thue das Gute, ohne dich um den Ruf zu bekümmern; denn wenn du auch in alle vier Winde schreyst, er plaudert doch was ihm beliebt.

Digitized by Google

Sendschreiben eines Garkochs in Krähwinkel an einen Restaurateur in Berlin,

ein Appendix zu dem Sendschreiben des Herrn Doctor Garlieb Merkel an den Herrn Professor Heeren.

Motto: Ich kenne wenig so zeitverderbendes, als das Prüfen gewisser Prüfungen.

Merkels Sendschreiben, S. 8.

Mein Herr!

Die erste Ihrer Pasteten, welche ich gespeist, hat mich auf immer zu Einem Ihrer aufmerksamsten Gäste gemacht, und jedes neue Ragout von Ihnen erhöht meine Hochachtung. (Verzeihen Sie mir die Phrase. Mein Sohn, der in Secunda geht, spricht: man sage nicht gern, eine Hochachtung erhöhen, weil eine Achtung ohnehin schon für erhöht zu halten, so bald sie hoch sey; aber der Herr Doctor Merkel muß es doch besser verstehen als mein Secundaner.)

Digitized by Google

Ich merke schon, daß, seit ich meine Küchenzeitung herausgebe, Sie mich öfter als zuvor mit Ihren Briefen beehren. Man hatte es mir wohl vorher gesagt: „schreibe der Herr nur eine Zeitung, so darf er sich eben so gut einbilden, als Herr Kuhn, daß er ein großer Mann geworden. Auf den Inhalt kommt es eben nicht an, wenn er nur beißig ist. Denn wer von ferne einen vierbeinigten Hauswächter sieht, dem nicht zu trauen ist, der kommt ihm entweder nicht zu nahe, oder er zieht ein Stücklein Brot aus der Tasche, und wirft es dem Knurrenden hin, damit er ihn vorübergehen lasse, ohne ihm das Kleid vom Leibe zu reissen.

Liebwerthester Herr Collega! meine Küchenzeitung hat guten Fortgang. Ich berieche und verkoste jede Schlüssel, die dem Publikum vorgesetzt wird. Die Schüssel meiner Freunde finde ich jederzeit trefflich gewürzt, an denen meiner Feinde hingegen kein Körnchen Salz; woraus Sie denn schließen mögen, daß es kein Spaß ist, mit mir zu spaßen; denn ich blase meine Backen so künstlich auf, das Jedermann glaubt, ich hätte etwas im Munde. Sie haben daher sehr wohl gethan, an mich zu schreiben und mir die herkömmlichen Komplimente zu machen, wofür Sie schon ein-

Digitized by Google

mal an Einer Ihrer Schüsseln den Pfeffer vergessen dürfen.

Mein hochgeehrter Herr Collega verlangen, daß ich Ihnen meine Meinung über das Sendschreiben des Herrn Doctor Garlieb Merkel an den Herrn Professor Heeren eröffnen soll, weil dieses Sendschreiben für die edle Kochkunst von großer Wichtigkeit sey; denn — sagen Sie mit Recht — wenn die ganze Menschheit im steten Fortschreiten begriffen ist, so muß auch die Kochkunst, diese Blüthe der Menschheit, sich immer mehr vervollkommen, weil sonst alles übrige Fortschreiten von gar keiner Bedeutung wäre, sintemal der Magen gleichsam die Seele der Menschheit ist.

Vor allen Dingen erlauben Sie mir zu bemerken, daß es doch ein trefflicher, obgleich von Ihnen belächelter, Einfall von mir war, in meiner Garküche eine Lesebibliothek anzulegen, denn man kann durchaus die Menschen auf keine andere Weise zum Lesen bringen, als wenn man ihnen etwas zu essen dabey vorsetzt, und ich würde nicht einmahl die Ehre haben, jenes berühmte Sendschreiben zu kennen, wenn ich es nicht, im Vertrauen auf den Nahmen des Verfassers, mit

dem letzten Caviartransport für meine Lesebibliothek verschrieben hätte. Ich selbst habe es nun wohl eigentlich nicht gelesen, (denn ich habe mehr zu thun, wie man zu sagen pflegt, wenn man nichts zu thun hat), aber meine Gäste, wenn sie satt waren, hab' ich viel darüber schwatzen hören, besonders unsern Stadtphilosophen, der, weil er eine vortreffliche Lunge hat, zugleich Stadtthürmer und Mitarbeiter an meiner Küchenzeitung ist. Nun, der hat beym Schluß der Mahlzeit immer das große Wort geführt, und ich habe ihm mit Verwunderung zugehört, und habe ihn willig gemacht, seine Gedanken aufzuschreiben. Es kostet mich eine Bouteille Naumburger und zwey Flaschen Köstrizer. Diese Gedanken gebe ich mir die Ehre — (ein Ausdruck, den ich auch vom Herrn Doctor Merkel gelernt, der alle Ehre sich selber gibt) hier beyzulegen, und wünsche richtigen Empfang.

Es ist kürzlich eine Frage aufgeworfen worden — so hebt der Stadtphilosoph und respective Stadtthürmer an — nicht um zu fragen, sondern um zu antworten, denn gewisse Philosophen fragen nur dann, wenn sie die Antwort schon im Sacke haben. Jene Frage lautet wie folgt:

Digitized by Google

Ist das stete Fortschreiten der Menschheit ein Wahn?

(Da kommt der Secundaner schon wieder, und spricht: das wäre kein Deutsch. Wie? der Herr Doctor hätte schon auf dem Titelblatte ein Böcklein geschossen? — ist der Glaube an das stete Fortschreiten der Menschheit ein Wahn, oder ist es ein Wahn, daß die Menschheit fortschreitet? so müßte es heißen, spricht der Secundaner. Man könne zum Beyspiel wohl sagen: ist es ein Wahn, daß ich das Regiment marschiren sehe? aber nicht: ist das Marschiren selber ein Wahn? — Die Frage, wie Herr Merkel sie gestellt, setze, was noch erwiesen werden soll, bereits als existirend voraus. — Doch das sind Minima, um die ein Philosoph sich nicht bekümmert. Genug, wir wissen, was der Herr Doctor hat sagen wollen.)

Und die Antwort? — Nein! das stete Fortschreiten der Menschheit ist kein Wahn. Wir schreiten tapfer darauf los, und werden nächstens die Sieb unmeilen-Stiefeln anziehen.

Da diese Schrift auch für meinen Gönner, den Herrn Garkoch in Krähwinkel, von großer Wichtigkeit ist — sintemal die Menschheit, wenn

sie immer fortschreiten soll, bisweilen restaurirt werden muß) — so habe nicht ermangeln wollen, hie und da ein Blättchen derselben in Betrachtung zu ziehen, bevor er seine Bonbons oder Diavolini's hinein wickelt.

Da stoße ich zuerst auf das schöne Bild, S. 5. Die Geschichtforschung ist eine Wurzel, das Talent des Geschichtschreibers erzieht daraus eine Pflanze, die aber nicht blühen kann, wenn nicht die pragmatisirende Philosophie die Blüthe entwickelt. Nun kann zwar nimmermehr dieselbe Kraft, welche die Blüthe entwickelt, sie auch befruchten, hier ist aber eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, denn die Philosophie befruchtet auch die Blüthe, welche sie selber entwickelt hat, und nun erst kann der praktische Verstand Nutzen von ihr erndten, und dieser Nutzen ist am Ende doch der Werth des Ganzen.

Sehen Sie, mein werther Herr, Sie haben wohl bisher geglaubt, eine Geschichte sey ein Kunstwerk, welches zwar nebenher auch Nutzen bringen könne, aber, so wie jedes andere mit den Musen erzeugte Kind, nicht mit dem kurzen Maßstabe der Nutzanwendung gemessen werden dürfe.

Digitized by Google

Hingegen erfahren Sie nun, daß am Ende doch der Werth des Ganzen (Tacitus zum Exempel) bloß im Nutzen besteht.

Schon daraus können Sie das erfreuliche Fortschreiten der Menschheit ersehen, daß wir den schaalen Kunstansichten jetzt entsagt, und Alles auf den Nutzen zurückgeführt haben.

Um Ihnen noch mehr Vertrauen zu dem Verfasser einzuflößen, muß ich Ihnen sagen, daß sein Tempel der philosophischen Wahrheit auf keiner Bergspitze, sondern nur auf einem mäßigen Hügel steht, (S. 8.) und daß er nicht, wie andere Leute, langsam hinein spaziert, sondern ihn queer durch die Hecken erstürmt. Nun steht er aber drinn, mitten drinn und blickt erhaben um sich. Zwar ist, was er vorträgt, nicht neu — das gesteht er selber — aber das Alte ist neu von ihm gedacht, und, wie er sehr bescheiden hinzu fügt, noch nie mit so entsprechender Klarheit und Kraft vorgetragen worden.

So wollen wir denn einige dieser klaren Kraftsätze näher beleuchten; denn es ist nichts auf der Welt so klar, die liebe Sonne nicht einmal

mal ausgenommen, daß es nicht noch ein wenig beleuchtet werden könnte.

„Das bleibende Lebensgeschäft aller, zur Thätigkeit organisirten Wesen, ist, sich von ihren Umgebungen Fortdauer und Wohlseyn zu gewinnen.“ (S. 9.)

Mein Gönner bemerke, daß der Verfasser hier besonders auf dessen edle Kunst zielt. Wenn die Herren Garköche, Traiteurs, Restaurateurs u. s. w. aus ihren Umgebungen, den Rebhünern und Kapaunen, eine schmackhafte Pastete bereiten, so befördern sie dadurch die Fortdauer und das Wohlseyn der Menschen; folglich sind sie weit über den Homer erhaben, der, als er die Iliade dichtete, Alles von seinem Genie, nichts von seinen Umgebungen gewann; auch weit über Lalande und seines gleichen, die schwerlich die Berechnung einer Kometenbahn zu ihren Umgebungen zählten. Sie sehen, daß das, was unwissende Leute bisher den gröbern Egoismus nannten, eigentlich unser bleibendes Lebensgeschäft ist, wenigstens das des Verfassers, der sich hier — wie man zu sagen pflegt — rein ausgesprochen hat. Von moralischer Veredlung ist keine Rede; wenn uns nur wohl

und behaglich ist. Das Wort Fortdauer bezeichnet hier nicht etwa einen Zustand nach dem Tode, sondern bloß die Verlängerung unserer irdischen Existenz.

Es hat Leute gegeben, und gibt deren noch, die sich von dem bleibenden Lebensgeschäfte des Menschen einen ganz andern Begriff machten. Sind wir bestimmt über das Grab hinaus zu schreiten — so raisonniren solche Schwärmer — so müssen wir leben um sterben zu lernen, das heißt, wir müssen als moralische Wesen uns vervollkommen, sonst ist alles Fortschreiten der Menschheit nicht einen Pfifferling werth.

Von dem geistigen Vermögen des Menschen hatten wir bisher (nach des Herrn Doctors Angabe S. 40.) zwanzig Namen und sinnreiche Definitionen, allein ihm war es vorbehalten, sie Alle in Eine Erschöpfende zusammen zu drängen. Es besteht nämlich darin: ungefesselt vom Instinkt Erfahrungen zu machen, und diese zu Erfindungen zu benutzen, denn benutzt muß Alles werden.

Diese erschöpfende Definition erzeugt die Besorgniß, daß die Geisteskraft des Herrn Doctors sich in dem, von seinen Umgebungen gewonnenen, Wohlseyn ein wenig erschöpft habe. Was ist denn Instinkt? — Der Naturtrieb der Erhaltung, der in keinem Augenblicke des Lebens von dem Menschen weicht. Er ist eine köstliche Mitgabe des Schöpfers als er mit der Erde uns vermählte, keine Sklavenkette. Man kann eben so wenig vom Instinkt als von der Denkkraft sagen: man werde durch ihn gefesselt. Er ist unser getreuer Begleiter durch das ganze Leben, und ohne ihn könnten wir geradezu gar keine Erfahrungen machen. Darin haben wir vor den Thieren nichts voraus: die Mutter aller Erfahrungen ist der Instinct. Das ist so wahr, daß sogar der Herr Doctor Garlieb Merkel seine erschöpfende Definition auf der nemlichen Seite wieder vergißt und demüthig bekennt: „Vom Bedürfniß gespornt beobachtet der Mensch und gelangt zu Erfahrungen. „Wer hat denn aber dem Bedürfniß die Sporen angelegt? Doch wohl der Instinkt? der sie dann dem geistigen Vermögen mittheilt, gleichwie die Netzhaut im Auge das empfangene Bild durch den Sehnerv dem Gehirne überliefert.

Und was macht nun das geistige Vermögen mit der Erfahrung? Es benutzt sie zu Erfindungen, das ist klar. Denn als Kopernikus die Erfahrung machte, das die Sonne still stehe, so benutzte er selbe sogleich zu der artigen Erfindung, die Erde um sie herum spazieren zu lassen.

„Es gibt nur zwey Verhältnisse," so fährt der berühmte Verfasser S. 11 fort, „aus welchen alle Erfahrungen herfließen, und auf die sich alle Erfindungen beziehen; das Erste ist das der Menschheit zur übrigen Natur;" (das heißt eines Theils zum Ganzen). „Das zweyte das ihrer Glieder oder Glieder-Massen zu einander." (Es gibt Leute, die noch ein drittes Verhältniß, und zwar das Wichtigste, anerkennen: das der Menschheit zur Gottheit! aber freylich existirt es für keinen, der sein eigner Gott ist. Es scheint jedoch, daß, wenn wir dieß dritte ganz aus dem Spiele lassen, wir in eine etwas bedenkliche Brüderschaft mit den Affen und Bibern gerathen; denn die beyden Ersten sind uns mit ihnen gemein. Doch weiter)

„Wornach strebt der Mensch? — Die Natur immer allgemeiner kennen zu lernen und tiefer

zu ergründen. Warum? — um deſto mehr Nutzen aus ihr zu ziehen, und ſie um deſto vollkommner zu beherrſchen.“ Und darin ſoll er denn auch ſchon ſo weit gekommen ſeyn, daß, bey der Ueberſicht deſſen, was er erreicht hat, nur Stupidität (auf deutſch Dummheit) vor Bewunderung und ſtolzem Selbſtgefühl ſichern könne Herr Garlieb Merkel iſt aber gar nicht ſtupid, ſondern er empfindet wirklich jenes ſtolze Selbſtgefühl, ſo oft er ſich betrachtet.

Alſo wäre die Menſchheit eine Schmarutzerpflanze, die Allem, woran ſie klebt, den Lebensſaft ausſaugt? — Es ſcheint, daß, wenn ein Theil aus dem Ganzen immerfort und immer mehr Nutzen zöge, das Ganze endlich darunter leiden würde, ſo wie ein Körper leidet, wenn aller Nahrungsſaft Eins ſeiner Glieder anſchwellt. Es ſcheint auch, daß, wenn ein Theil das Ganze vollkommen beherrſchte, das letztere ſich eben nicht wohl dabey befinden würde, indem es die ewigen, ihm aufgeſtempelten Geſetze nicht mehr befolgen dürfte; denn ſo lange es dieſe befolgte, würde es ja nicht beherrſcht. Es ſcheint ferner, die Natur ſey ſo organiſirt, daß ſie allen ihren Theilen nur ſo viel einräumt, als geſchehen kann, ohne das Verhältniß zu dem Gan-

Digitized by Google

zen zu stören. Denn die Vervollkommnung dieses Ganzen mögte wohl des Schöpfers verborgener Zweck seyn, nicht eines Theils desselben; und wenn man annehmen wollte, die ganze Natur sey nur um des Menschen willen geschaffen, so klänge das wohl mehr theologisch. Man sieht wohl, daß der Wahrheitstempel des Herrn Merkel auf einem mäßigen Hügel steht, denn in dem eigentlichen Wahrheitstempel auf einer hohen Bergspitze eröffnet sich eine viel weitere Aussicht. Da verschwindet der Mensch als ein winziger Theil des Ganzen, und sein stolzes Selbstgefühl erlöscht, ohne daß er darum stupide zu werden braucht. Sein Streben, die Natur zu kennen und zu beherrschen, kann man immerhin zugeben; es ist eine Kraftäußerung seines geistigen Vermögens; aber mit dem Fortschreiten sieht es bedenklich aus, trotz aller der erhabenen Beyspiele, die der Herr Verfasser anführt. Denn Erstens hat es vor mehreren tausend Jahren Zeiten und Völker gegeben, in und bey welchen alle diese gerühmten Erfindungen schon existirten, zu Einer Zeit etwas vollkommner; und vielleicht — ja gewiß — waren die Genossen jener Zeiten wiederum einer noch älteren Vorzeit auf der Spur, die sich einer noch größeren Vollkommenheit der Erfindungen rühmen durfte.

Digitized by Google

Wenn man aber auch das nicht annehmen will, so ist, zweytens, das was der Mensch jetzt weiß und kennt, im Verhältniß zu der übrigen Natur, die er noch nicht kennt, so unendlich wenig, daß es, von einem höhern Standpuncte betrachtet, als ein papierner Drache erscheint, durch den ein Knabe mit dem Monde in nähere Bekanntschaft zu gerathen hofft. Wenn eine Saite weniger als zwanzig und mehr als 4000 Schwingungen macht, so hören wir den Ton nicht mehr, und mit solchen armseligen Sinnen wollen wir die Natur beherrschen? — Noch sind wir nicht einmal tiefer als eine Viertelmeile in den Boden gedrungen, auf dem wir herum wandeln, und haben also noch 859 3/4 Meilen tief zu graben, ehe wir bis zum Mittelpunkte gelangen, und ehe das nicht geschieht, werden wir Millionen Erscheinungen doch nie erklären können.

Es scheint überhaupt, als nähme die Natur (ich meine die sichtbare Schöpfung) auf unsere Vervollkommnung nicht mehr und nicht weniger Rücksicht, als auf die Vervollkommnung einer Brennnessel. Diese wächst in üppigem Boden bisweilen außerordentlich stark und hoch, wenn sie sich aber deswegen einbilden wollte, sie habe sich vervollkommt, und werde sich künftig noch immer mehr

Digitized by Google

vervollkommnen, so würde ihr stolzes Selbstgefühl Stupidität zu nennen seyn. Denn wenn Herr Merkel fragt: „ob es eine Grenze gebe? oder ob die Natur in ihrer Benutzung unerschöpflich sey?" so darf man ohne Vermessenheit antworten. Es gibt eine Grenze, wenn wir gleich nicht wissen wo. Nur so viel lehrt uns die Erfahrung: weit entfernt ist sie nicht, wir stehen sehr nahe daran.

Noch Einmal: Die Natur ist ein großer Körper, der, nach ewigen Gesetzen, jeden seiner einzelnen Theile ausbildet. Aber eben so wenig als unser kleiner Körper irgend Eins seiner Glieder ungestraft auf Kosten des Ganzen allzuüppig ausbilden kann, eben so wenig kann die Natur Einem ihrer Theile die Kraft verleihen, sie, das Ganze, vollkommen zu beherrschen Dazu ist auch das geistige Vermögen — (der Herr Doctor nimmt sich außerordentlich in Acht das Wort Seele auszusprechen) — uns keineswegs verliehen worden. Um Fortdauer und Wohlseyn von unsern Umgebungen zu gewinnen, bedürfen wir nur des Instinkts, so wie alle andere Thiere. Was uns über diese erhebt, steht mit der sichtbaren Schöpfung in keiner Art von Verhältniß, oder sollte wenigstens in keinem zu ihr stehn; man sollte nie die Wachskerze vom Altare nehmen, um in der Schen-

ke dabey zu würfeln. Es geschieht aber freylich oft genug, und dieser Mißbrauch ist es eben, der uns verleitet, auch dann, wenn bloß von unsern Verhältnissen zu der Natur die Rede ist, uns als von ihr abgesondert, als ein, über sie erhabenes, Wesen zu betrachten, welches wir doch nur in dem dritten, von Herrn Merkel unberührten Verhältnisse der Menschheit zur Gottheit sind. Jener Dünkel also ist unsere Stupidität, und folglich auch die des Herrn Verfassers. Der thierische Körper, durch den wir an die Natur gefesselt sind, hindert uns auch sogar am Fortschreiten in unserm dritten Verhältnisse, welches uns bloß die süße Ahnung gewährt, daß wir einst darin fortschreiten werden.

Das zweyte, von dem Herrn Doctor S. 14 aufgestellte Verhältniß, „das der Cultur unsers Geschlechts zum Grunde liegt, und in dessen Veredlung das Fortschreiten der Menschheit besteht, ist das der Glieder oder Glieder-Massen zu einander.“

Das unsere Cultur diesem Verhältniß ihren Ursprung verdankt, ist freylich ein wahrer, aber ein sehr alter Gedanke. Es ließe sich viel dar-

Digitized by Google

über plaudern, was aber doch auch nur alt seyn würde.

Ein paar Bemerkungen mögen doch nicht überflüssig seyn. Der Herr Doctor sagt S. 15: „Das Menschengeschlecht erringe die Herrschaft über die materielle Natur und ihre Kräfte durch die ihr fremde Kraft des Geistes.“ Er beweist aber nicht, daß diese Kraft ihr fremd ist. Was er hier Geist zu nennen beliebt, ist bloß Instinkt. Der Mensch hat keinen Geist, nemlich im Verhältniß zu der materiellen Natur. Auch der Biber hat die Herrschaft über die Natur errungen, sie muß ihm die Materialien zu seiner Hütte liefern. Daß der Mensch seinen Instinkt vervollkommt hat, und vielleicht noch mehr vervollkommen wird, beweist nichts weiter, als daß diese seine Kraft noch im Wachsen ist, nicht aber daß sie immer fort wachsen werde. Die Ephemere lebt bekanntlich nur Einen Tag und hat in der Mitte dieses Tages ihr höchstes Wachsthum erreicht. Wie, wenn nun ein Jüngling von zwanzig Jahren zu ihr spräche: ich wachse schon zwanzig Jahre länger als du, und folglich werde ich ewig wachsen? — Dasselbe Verhältniß findet zwischen dem Instinkt der Thiere und der Menschen Statt. Auch Jener ist gewachsen, er

ist jetzt ausgebildeter als am Schöpfungstage. Das Affengeschlecht zum Beyspiel hat sicher lange gelebt, ehe es die Erfahrung machte, das der Mensch seine Früchte durch die Affen nicht wolle stehlen lassen, und nun erst lehrte es der Instinkt, beym Stehlen Wachen auszustellen. Dürfte aber deswegen ein Affen-Philosoph die Frage aufwerfen: „Ist das stete Fortschreiten der Affenheit ein Wahn?"

Die Menschen sind ein neues Geschlecht, ihr Instinkt wird noch immer durch mancherley Erfahrungen geschärft, und deswegen bilden sie sich ein, ihres Fortschreitens werde kein Ende seyn. Eben so würde ein Kind auf einer wüsten Insel, wenn es merkte, daß es mit jedem Jahre größer werde, sich einbilden, daß es sich einst werde in Acht nehmen müssen, mit dem Kopfe nicht an den Mond zu stoßen.

Die materielle Natur beherrscht der Geist nur im Geiste, und so entstand die Iliade, und so entstand die Wahrnehmung einer Kometenbahn, ohne daß Homer auf die Belagerung von Troja, oder Lalande auf die Kometenbahn selber den mindesten Einfluß hatte.

Digitized by Google

Seite 15 heißt es ferner: „die Menschheit habe ihren Gefühlen ein Sittengesetz abgelauscht.“ Heiliger Kant! bitte für uns!

Hier hätte Herr Garlieb Merkel durchaus eine Definition von dem Gefühle geben sollen, welches er zur Quelle des Sittengesetzes macht; da würde sich gefunden haben, daß Gefühl hier bloß ein anderer Name für sein geistiges Vermögen ist, eben so wie Phantasie, aus der er die Religion, und Verstand, aus dem er die Gesetze herleitet. Wenn aber das Ringen aller dieser Kräfte (wie der Verfasser zugesteht) bis jetzt vergebens war, „um den Geist in seinen Neigungen bleibend zu bändigen ohne ihn zu lähmen,“ wie mag er denn fortschreiten im Guten? —

Ja so! im Guten soll er auch nicht fortschreiten, sondern nur in der Kunst, immer mehr und mehr Nutzen aus der Natur zu ziehen, sie zu beherrschen, und mit Einem Worte, eine Schlaraffenwelt aus ihr zu machen. Wenn das ist — freylich, so könnte man ihm das Fortschreiten zugeben, wenn nur etwas dabey gewonnen wäre. Das wäre aber blos ein Fortschreiten, wie das der Küchenjungen meines Gönners, die jetzt eine Sauce über ihr Fleisch zu machen verstehen, da sie es vor-

Digitized by Google

her aus dem Salze aßen. O wie tief würdigt Herr Merkel die Menschheit, und folglich auch sich selber herab!

Es gibt nur einen einzigen Maßstab für unser gerühmtes Fortschreiten, nemlich den: ob das dem Gefühl abgelauschte Sittengesetz nun wirklich unter uns herrsche? oder ob Hoffnung vorhanden sey, daß es künftig mehr als bisher herrschen werde? Zwey Fragen, die ich aus der Erfahrung aller Zeiten beantworte, und daraus die Erfindung ziehe, daß nichts zu hoffen sey. Wir müssen nicht bloß mit Kant den Satz aufstellen:

„Handle immer so, daß das Motiv deiner Handlung zum allgemeinen Gesetz werden könnte;"

sondern wir müssen wirklich sagen und behaupten können:

„Die Motive aller unserer Handlungen sind allgemeine Gesetze."

Dann Triumph! dann ist die Menschheit vorwärts geschritten!

Digitized by Google

So lange aber ein Doctor der Philosophie in der Menschheit nur den Egoismus personifizirt; so lange ihr ganzes Fortschreiten nur in das elende, wenn auch gelingende, Bestreben setzt, der Natur mehr Genüsse abzugewinnen; so lange führt er gerade dadurch den Beweis, daß das Menschengeschlecht sich nicht vervollkommt.

Freylich declamirt er: „Im Guten, wie im Bösen, wächst die Menschheit über die Schranken hinweg, welche sie selber sich stellte — (sie hat sich deren nie gestellt) — „sie werden erweitert, vervollkommt, fester, auf einsichtsvollere, edlere Motive gegründet" — (das sollte eben beweisen werden, aber es läßt sich nicht beweisen.)

Er sagt S. 17: „Je schneller und kräftiger die Bildung eines Volkes steigt, desto näher ist sie ihrem Wendepuncte." —

Er setze statt Volk, Menschheit, so hat er eben so wahr gesprochen.

In einer Welt, wo, nach seinem Bekenntniß S. 18 „das Heiligste ein Werkzeug der Verworfenheit, das Mächtigste kraftlos, das Heilsamste verderblich wird," da ist an keine Vervollkomm-

Digitized by Google

nung der Menschheit zu gedenken. Zwar meint er eben durch das stete Fortschreiten, und nur *dadurch*, werde das Heiligste verworfen und das Heilsamste verderblich; aber wozu denn das Fortschreiten? bloß um das Heiligste und Heilsamste zu zerstören? und wieder ein anderes Heiliges, ein anderes Heilsames an die Stelle zu setzen, was abermals zerstört werden soll?

Ihr armen Menschen! Alle die ihr gelebt habt und jetzt lebt! zu welchen elenden *Werkzeugen* würdigt man Euch herab? Was habt Ihr denn verbrochen, daß Ihr Euer Heiligstes verworfen, Euer Heilsamstes verderblich sehen müßt? — Wie niederschlagend für die Tugend, wenn sie sich sagen muß: sie werde über kurz oder lang *nicht mehr Tugend seyn*! sie habe diesen Namen nur für die kurze Spanne Zeit geführt, in welcher ihre Bekenner lebten! Künftig werde man sie *verworfen* und *verderblich* nennen! —

Zum Beweis dieses ungeheuren Satzes führt der Sophist S. 58 an: „Umwandlungen zum Bessern und zum Schlechtern, aus dem wiederum ein höheres Gute entspringt, gehören zu dem Wesen der Menschheit, wie das Knospen, Entfalten,

Verwelken der Blüte, damit eine Frucht entstehen — das Wachsen, Reifen und Vergehen der Frucht, damit neue Bäume wachsen, zum Wesen des Pflanzenreichs." Aber der Vergleich hinkt gewaltig. Sind denn die neuen Bäume nun bessere Bäume? sind es nicht wieder dieselben? und beweist dieser ewige Wechsel nicht gerade umgekehrt, daß jede Vervollkommnung in der Natur ihre bestimmten Grenzen hat?

„Umwandlungen zum Schlechtern, aus welchen ein höheres Gute entspringt" — das ist die heutige Lieblingsphrase, durch die man Alles entschuldigt, der Satz hält aber in der Erfahrung nicht Probe. Etwas anderes entsteht, vielleicht auch wieder etwas Gutes, aber kein höheres Gutes, als schon tausendmal da gewesen ist. Und zwar liegt das nicht am Willen, sondern an der Kraft des Menschen, die nun Einmal nicht weiter reicht, und nie weiter reichen wird. Denn nur mit der ganzen Natur zugleich kann, im Verhältniß zu ihr, die Menschheit sich veredeln. Von physischer Umgestaltung der Organisation muß diese Veredlung ausgehen. Es muß zuvor kein Gehirn mehr auf der Welt geben, in dem der tolle Gedanke (S. 18) Raum fände: Das Sittengesetz (welches, wohl zu merken, zuvor dem

Ge-

Gefühl abgelauscht worden) zerzupft die schöne Blüthe des (nemlichen) Gefühls zu einem Wust dürrer Blätter u. s. w.

Die Klippe, an der das Schifflein der fortschreitenden Menschheit ewig scheitern wird, ist der Mißbrauch der physischen Gewalt, der als Thierheit ihr anklebt, und nie ganz von ihr geschieden werden kann. Alle Umwälzungen auf dem Erdboden entspringen aus diesem Mißbrauch, der folglich, nach Herrn Merkels Meinung, die Quelle des höhern Guten ist. Mögte er dessen lange genießen, aber ganz allein!

Auf den folgenden Seiten sind allerley, schon oft gesagte Dinge etwas unsanft bey den Haaren herbey gezogen, die in gar keiner nahen Beziehung mit der aufgestellten Frage stehn, sondern bloß einem politischen Glaubensbekenntniß zum Vehikel dienen, welches abzulegen der Verfasser einen Drang verspürte. Es ist nemlich von Universalmonarchie die Rede, und von all dem Verderblichen, was daraus entspringen kann oder muß; und von nun an verwechselt der gelehrte Herr Doctor, (dem es bloß an einer Kleinigkeit, nemlich an klaren Begriffen fehlt) die Cultur der Völker mit der Vervollkommnung der

Menschheit. Jene ist ganz etwas Anderes als diese. Ein Volk kann sehr kultivirt, und doch dabey in Vervollkommnung seiner Menschheit rückwärts geschritten seyn. Exempla sunt odiosa.

Das ganze Geschwätz von Weltkultur, die, wenn sie an einem Orte untergehe, am andern noch höher steige, ist kein Beweis für das Fortschreiten der Menschheit, welches einzig und allein in Vervollkommnung des moralischen Wesens bestehen kann. Freylich hat ein Egoist, der bloß der Natur Genüsse abgewinnen will, keinen Sinn für diese Behauptung.

Nach seiner beschränkten, gemeinen und ganz materiellen Ansicht entscheidet er auch keck: Daß unsere Bildung weit höherer Art sey, als die der Alten; denn Erstens, sagt er, benutzen wir die Natur besser, (dieses Benutzen ist nun einmal seine Lieblingsidee). Zweytens „sind die staatsgeselligen Verhältnisse des jetzigen Europa nach liberalern, edlern, gerechtern Grundsätzen geordnet als bey den Alten." Ja wahrhaftig, das steht S. 41. Ueber solche Sätze ein Wort verlieren, wäre Thorheit. Den Herrn Doktor selbst hat bey dem zweyten das Gewissen ein wenig geprickelt, denn es ist drollig zu sehen, wie er,

S. 45 sich windet und krümmt, um ihn durch eine Sophisterey zu stützen. Da aber diese morsche Stütze das Schaugerüst nicht tragen will, so wirft er, auf den folgenden Seiten, drey Fragen auf:

1) Was galt im Alterthum der Mensch als Solcher, wo sich keine staatsbürgerliche Rücksicht einmischt?

2) Was galt er den Staatsverfassungen der Alten?

3) Was galt er beym Conflict der Völker?

Natürlich beantwortet er sie alle drey zu Gunsten der Neuern, wohl wissend, daß man nicht Alles dagegen sagen darf, was man sagen könnte; und daß, wenn man es dürfte, das unwidersprechliche Resultat hervorgehen würde, daß die Neuern den Alten in keinem Stücke etwas vorzuwerfen haben.

Indessen, so beschränkt hier auch die Mittel sind, so mögte leicht auch das Wenige schon hin-

reichen, den Herrn Doctor Garlieb Merkel zu beschämen, so schwer das auch seyn mag.

Also bey der ersten Frage: was galt der Mensch als solcher den Alten? will ich nur an unsern abscheulichen Negersklavenhandel erinnern, diese Schande unserer Zeiten, wo wir auch eine Erfahrung zu einer Erfindung benutzt haben, aber großer Gott! welch' eine Erfindung! — Der Herr Doctor lese in Zimmermanns Taschenbuche die Beschreibung eines Sklavenschiffes, und schaudere (wenn er kann) und behaupte noch (wenn er kann) daß die Alten ärgere Grausamkeiten gegen Fremde verübt. In diesem Puncte sind wir also nicht vorwärts geschritten, ja, der Negersklavenhandel ist sogar ein Schritt rückwärts, und gehört zum Charakter der europäischen Cultur. Freylich macht man jetzt Versuche ihn aufzuheben, und, wenn sie gelingen, so wird man einem künftigen Merkel diesen Handel nicht mehr vorrücken können; allein vor der Hand ist schon dadurch erwiesen, daß wir am Ende des achtzehnten Jahrhunderts den Alten noch nicht vorausgeschritten waren.

Bey der zweyten Frage gesteht der Herr Doctor selbst, daß, in den kleinen Republiken der

Digitized by Google

Alten, die Rechte der Bürger sehr viel ausgedehnter waren, als in unsern Staatsverfassungen; hingegen habe es auch dort eine weit zahlreichere Menschenklasse gegeben, die gar keine Rechte hatte, und bloß der Willkühr jener überlassen wurde, zum Beyspiel die Heloten in Sparta. Nun solle man einen Blick auf die Gegenwart werfen. In allen europäischen Staaten stünden Mann, Weib und Kind unter der Obhut der Verfassung, selbst die Fremdlinge; Sklaven gäbe es nicht mehr u. s. w., folglich — sey die Menschheit vorwärts geschritten.

Hier hat der Verfasser ganz Recht; vorausgesetzt, daß nie die Willkühr von Einzelnen, zu Befriedigung einer ungezügelten Leidenschaft, mit dem Leben der Menschen spielen werde. Denn wenn das jemahls geschehen sollte, oder schon irgendwo geschehen wäre, so möchten alle die gerühmten Vorzüge unserer Verfassungen zerrinnen, und, wenn bey den Spartanern nur die Heloten der Willkühr Preis gegeben waren, so möchten, in einem solchen Falle, die meisten Europäer für Heloten zu achten seyn. Der Mann, mit allen seinen Rechten, würde alsdann seinem Heerde entführt, das Weib mit allen ihren Rechten, verzweifeln, und das Kind nur da-

Digitized by Google

durch bedeutend, daß es für ein ähnliches Schicksal aufgespart werden könnte. Man pflegt die Lämmer, die man schlachten will, in abgesonderte Ställe zu setzen.

Solche Ausartungen gibt es freylich in Europa nicht, aber wie lange ist es denn her, als die Hessen noch nach Amerika verkauft wurden? und wenn der Verfasser nicht leugnen kann, daß solche Ausartungen möglich sind, so wird er auch gestehen müssen, daß unsere Staatsverfassungen, ob wir gleich die Nahmen der Heloten und Gladiatoren nicht mehr kennen, doch keiner inneren Vorzüge vor denen der Alten sich zu erfreuen haben, und folglich ist die Menschheit nicht vorwärts geschritten.

Es ist überhaupt lächerlich, bey einer solchen Untersuchung (wenn sie doch Statt finden soll) nicht weiter als auf die Griechen zurück zu gehen, das heißt, ein paar Schritte. Warum sollte man nicht annehmen dürfen, daß, schon ehe die wilden Horden der Pelasger aus Asien herüber kamen, es in Indien Staatsverfassungen gab, die den unsrigen wenigstens nicht nachstanden? Was meint Herr Garlieb Merkel, wie es in Indien aussah, als Kallidas seine Sakontala

schrieb? oder als die Pagoden von Mawelioparon noch nicht von den Wellen des Meeres bedeckt waren? Er hat Bailly's Geschichte der alten Astronomie wohl schwerlich gelesen. — Wenn wir doch nicht, wie vierjährige Buben, behaupten wollten, das Weihnachtsfest werde heute zum Erstenmale gefeyert, weil wir zum Erstenmale die Lichterchen auf einem Weihnachtsbaume brennen sehen.

Noch weniger möchte es dem Herrn Verfasser gelingen, uns, die lebende Generation, zu überreden, daß beym Conflict der Völker (wie er sich sehr undeutsch ausdrückt (der Mensch jetzt mehr gelte als vormahls, und daß die Ueberwundenen nur bey den Alten, „in den Sklavenstand hinabgetreten, in die Fremde hinausgeschleppt worden." Doch hier erfreut er sich des Vortheils, daß es scheint, als könne man ihm nicht antworten, weil man ihm nicht antwortet. Gesetzt, wir wären in diesem Puncte hie und dá menschlicher geworden, so bilde sich Herr Merkel doch nicht ein, das sey ein Fortschritt unserer Cultur. — Schon als der Gothen König Totilas Rom einnahm, stellte er ein Muster der Milde auf, welches in späteren Zeiten wahrlich nicht immer nachgeahmt worden.

Das Beyspiel, durch welches der Herr Doctor S. 50 das Andenken eines Mannes schänden will, der das herrliche Buch von den Pflichten geschrieben, ist so verkehrt dargestellt, daß es fürwahr der Mühe verlohnt, es ein wenig näher zu beleuchten, damit mein Gönner, der Garkoch, sehe, was ein Mann, dessen philosophisches und historisches Gewissen nicht allzuzart ist, sich erlaubt, wenn es darauf ankommt, eine taumelnde Hypothese zu unterstützen. Zuerst die Darstellung des Verfassers:

„Dem gebildetsten, talentvollsten Gelehrten der römischen Republik, demselben, welcher der bildenden Gewalt der Wissenschaften jenes Lob ertheilte, das durch seine Schönheit Gemeinspruch geworden ist, und der das Wort Humanität zuerst in dem zarten, die Menschheit ehrenden Sinn gebrauchte, den es bey uns hat — Cicero, war die einjährige Verwaltung einer unbedeutenden Provinz und das Kommando eines noch unbedeutenderen Heeres zugefallen. Er unterließ nicht, Bericht auf Bericht nach Rom zu senden, mit welcher Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit er sein Amt verwalte. In der Nähe seines Gouvernements lag aber eine kleine, noch freye Stadt, deren Nahmen, Pindenissum, er vorher nie ge-

hört zu haben gesteht. Unter dem Vorwande, sie habe römische Flüchtlinge aufgenommen, griff er sie an, eroberte und plünderte sie, ließ ihre Einwohner als Sklaven verkaufen, und hielt es für sehr ungerecht, als man, bey seiner Rückkehr nach Rom, diesen ungeheissenen Räuberzug zu unbedeutend fand, um ihn durch einen Triumph zu belohnen."

Fast so viele Unwahrheiten als Worte. Und das wagt der Herr Doctor Garlieb Merkel an Heeren zu schreiben! an einen Professor der Geschichte, der zugleich Einer unserer größten Geschichtschreiber ist! — Doch man soll beweisen. Wohlan! Erste Unwahrheit (oder soll ich es vielleicht Unwissenheit nennen? — Doch nein! hinter einem so vornehmen Tone darf man die nicht suchen.) „Eine unbedeutende Provinz." Es war Cilicien, eine Statthalterschaft, die zugleich Pisidien, Pamphilien, und drey Landschaften in Asien sammt der Insel Cypern in sich schloß, eine Statthalterschaft, die der letzte Consul Appius besessen hatte. Die nennt Herr Merkel unbedeutend.

„Ein noch unbedeutenderes Heer."

An römischen Truppen zwey Legionen, 12000 Mann Infanterie und 1600 Mann Cavallerie; dann die ganze Macht des Königs Dejotarus von Galatien; 30 Cohorten und 2000 Reiter: dann die Hülfstruppen aus den benachbarten Staaten. Das nennt Herr Merkel unbedeutend.

„Er unterließ nicht, Bericht auf Bericht nach Rom zu senden, mit welcher Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit er sein Amt verwalte.“ (In einer Note fügt Herr Merkel noch hinzu: sie habe am Ende doch nur darin bestanden, daß er fast jede Streitsache, durch deren gerechte Entscheidung er einem Mächtigen zu Rom wehe gethan hätte, seinem Nachfolger unentschieden zurück gelassen.)

Bericht auf Bericht! sollte man nicht glauben, Cicero habe dem Senat berichtet? — Keinesweges! es waren bloß freundschaftliche Briefe an Atticus, die Herr Merkel Berichte zu nennen beliebt.

Verschiedene Städte und Gegenden befreyte er von drückenden Schulden, mit welchen Geiz und Raubsucht der vorigen Statthalter sie belastet hatten. Nie duldete er, daß für ihn oder seine

Offiziere Kosten aufgewandt wurden. Einer seiner Legaten, L. Tullius, hatte auf einem Marsche Lebensmittel und Holz gefordert, wie es ihm von Rechtswegen zukam: nur Einmal hatte er es gefordert, nicht, wie seine Vorgänger, von jeder Stadt, von jedem Dorfe; dennoch beklagte sich Cicero, das sey ein Schandfleck seiner Regierung. Und solche Beyspiele wagt Herr Merkel aufzustellen, als Beweis, daß die Neuern humaner verfahren! — Die Städte pflegten den Statthaltern große Summen zu zahlen, um die Winterquartiere der Armee in ihren Mauern damit abzukaufen; Cypern allein zahlte jährlich 100 Talente, (eine Summe, die leicht 300000 Thaler betragen mogte), allein Cicero nahm nichts und verwendete noch obendrein alle seine eigenen, rechtmäßigen Einkünfte auf die Unterstützung der bedrückten Provinz. Man wollte ihm Denkmäler, Statüen, Tempel, metallene Rosse und dergl. errichten; er verbat es als kostspielig, und begnügte sich mit dem Danke, der aus gerührten Herzen floß. Als er auf seiner Reise durch die asiatischen Landschaften Hungersnoth fand, sorgte er, dem Brauch zuwider, für sich und sein Gefolge auf eigene Kosten, und bewog die Kaufleute, dem Volke ihr Getreide für billige Preise zu verkaufen. Ungerechte Beamte zwang er, das dem Vol-

te geraubte Geld zurück zu geben. — Zu ihm durfte Jeder ungemeldet kommen. Mein Kammerdiener, sagte er, braucht Niemanden den Weg zu bahnen. Vor Tagesanbruch stand er auf, und ging bey offnen Thüren in seinem Saale auf und nieder. — Zuletzt legte er von seiner ganzen Verwaltung die strengste Rechenschaft ab, und lieferte eine ungeheure, ersparte Summe in die römische Schatzkammer. Mit Einem Worte: Cicero war der Mann, der, als er seinem Freunde, dem Aedilen Cälius, Panther aus Cilicien schickte, sagen durfte: diese Thiere hätten sich über ihn beschwert, weil in seiner Provinz keinem andern Geschöpfe als ihnen Schlingen gelegt worden. — Und solche Beyspiele wagt Herr Merkel aufzustellen, als Beweis, daß die Neuern humaner verfahren?

Doch weiter. Man lese noch Einmal, was der Herr Doctor von Cicero's Kriegsthaten erdichtet; es ist mir ekelhaft zu wiederholen, und wenn man es gelesen, so vergleiche man es mit folgenden wahrhaften Bericht. Cicero rückte den Parthern entgegen. Als er vernahm, daß sie auf einem andern Wege in Syrien eingebrochen, und zu Antiochien den Cassius eingeschlossen hielten, ging er in starken Tagemärschen über das

Gebürge Taurus, nahm eine feste Stellung, und zwang die Parther zum Rückzug Hierauf wandte er seine Waffen gegen die kühnen Räuber der Gebürge, die in Burgen, welche sie für unüberwindlich hielten, den Römern trotzten. Durch einen wohl berechneten, nächtlichen Marsch überrumpelte Cicero sie, nahm sie gefangen, oder ließ sie niederhauen, eroberte sechs Burgen und schleifte deren noch mehrere; ein Sieg, der so glänzend war, daß die Armee ihn zum Imperator ausrief.

Nach kurzer Ruhe führte er sein Heer nach einer andern Seite des Hochlandes, wo ein freyes, kühnes Räubervolk wohnte, dessen Hauptstadt, Pindenissus, die auf einem steilen Hügel lag, durch Natur und Kunst befestigt war. Sie war die Freystatt aller Ueberläufer und die Herberge fremder Feinde, auch hatte sie, um eben diese Zeit, die Parther aufnehmen wollen. Cicero hatte also sehr triftige Gründe sie anzugreifen. Er belagerte sie sechs Wochen lang und eroberte sie endlich, machte die Räuber zu Sklaven, nahm selber von der Beute nichts, sondern überließ sie seinen Soldaten. Durch dieses Beyspiel geschreckt, unterwarf sich freywillig eine muthige, benachbarte Völkerschaft, die Tiburaner. So verhält sich die Sache, die dem Cicero ohne Zwei-

Digitized by Google

fel zu großem Ruhme gereicht, und die Herr Merkel einen ungeheissenen Räuberzug zu nennen beliebt.

Eine lächerliche Unwissenheit des gelehrten Herrn Doctors muß hiebey noch gerügt werden: Er sagt nähmlich: Cicero gestehe selber, daß er den Nahmen Pindenissus nie zuvor gehört. Davon sagt Cicero nicht ein Wort, sondern schreibt an Atticus folgendergestalt: „Die Einwohner von Pindenissus ergaben sich mir nach einer Belagerung von 47 Tagen. Aber was sind das für Menschen? wirst du fragen, ich hörte nie etwas von ihnen. — Dafür kann ich nicht."

Also die Frage, die Cicero seinem Freunde in den Mund legt, hat Herr Merkel für dessen eignes Bekenntniß genommen. Ey! ey! —

Nun noch die letzte gehässige Beschuldigung: Cicero habe es für sehr ungerecht gehalten, daß man ihm keinen Triumph zugestanden; welches nicht geschehen, weil der Senat den ungeheißnen Räuberzug für zu unbedeutend gehalten. — Nicht doch, Herr Doctor! der Senat hielt, was der Imperator Cicero gethan, für so bedeutend, daß er ihm ein Dankfest decre-

tirte. Den Triumph betreffend, schrieb Cicero an Atticus: „Ueberlege, was du mir wegen des Triumphes, zu dem mich meine Freunde auffordern, rathen sollst. Hätte nicht Bibulus einen Triumph gefordert. — Er, der so lange ein Parther in Syrien war, seinen Fuß nicht aus Antiochien setzte — so würde ich schweigen, aber jetzt wär es eine Schande ruhig zu bleiben."

In einem andern Briefe schrieb er: „Ich dachte an keinen Triumph, ehe Bibulus seine unverschämten Briefe schrieb."

Nun frage ich: ob es wohl möglich sey, in vierzehn Zeilen mehr Unwahrheiten und Verdrehungen gegen einen der berühmtesten Männer des Alterthums zu häufen, als der Herr Doctor Garlieb Merkel hier gethan hat? — und warum? — um zu beweisen, daß auch der Alte, der das Wort Humanität zuerst aussprach, sehr inhuman gehandelt habe, und daß, seit jener Zeit, die Menschheit fortgeschritten.

So benimmt sich Herr Merkel als Historiker, und sucht die Leser durch Vornehmthun von jeder Prüfung abzuschrecken.

Digitized by Google

Ich habe vielleicht länger als ich sollte, bey diesem Puncte verweilt, aber es kam Erstens darauf an, einen großen Mann zu rechtfertigen, dessen Ruhm auf eine so empörende Weise beschmutzt wurde; Zweytes, dem leicht geblendeten Publikum zu zeigen, welches Vertrauen die historischen Beweise des Herrn Doctors der Philosophie verdienen.

Am Ende wirft er sich noch Einmal in die Brust, und schließt mit folgenden Sätzen: „Versteht man unter dem steten Fortschreiten der Menschheit, daß irgend eine Nation, oder eine Familie von Nationen, in einer ununterbrochenen nie endenden Folge zu immer höheren Stufen der Bildung emporsteigen könne, so hat die Geschichte diese Behauptung nicht nur schon oft widerlegt, sondern die Unmöglichkeit davon geht schon aus der Natur der Menschheit, und ihrer beyden Hauptverhältnisse hervor."

„Versteht man hingegen darunter, daß statt der untergegangenen Völker, sich immer neue in die Laufbahn der Weltkultur werfen, und diese bey jedem neuen Aufschwunge einen höhern, edlern Charakter gewinne, so ist dieses eine eben so oft von der Geschichte bestätigte Wahrheit, (?!) eine so

ent-

entschiedene Natur-Nothwendigkeit, daß nur ein Wunder, welches alle Spuren und Erinnerungen der Vorzeit vertilgte, oder die Zerstörung unsers Planeten selbst, den ewig höher steigenden Flor zu hemmen vermögten."

Zuletzt spricht er noch ein vornehmes Anathema über diejenigen aus, die sich wohl gar einbilden mögten, das Menschengeschlecht könne sich zu höhern Verhältnissen aufschwingen, als die, welche es ihm festzusetzen beliebt hat. Der arme Stadtphilosoph von Krähwinkel gehört leider zu dieser Gattung, und glaubt steif und fest, daß man unter dem Fortschreiten der Menschheit weder das Eine noch das Andere, von dem Herrn Doctor Angeführte, verstehen müsse.

Ja, wenn es wahr wäre, daß, so oft neue Völker sich in die Laufbahn der Weltkultur werfen, diese, bey jedem neuen Aufschwunge, einen höhern edlern Charakter gewönne? so mögte man allenfalls einräumen, daß eben dieser höhere, edlere Charakter nach und nach die Vervollkommnung des moralischen Wesens herbeyführen würde, ohne welche (zwar ein Fortschreiten einzelner Menschen, aber) kein Fortschreiten der Menschheit denkbar ist; allein das ist nun einmal nicht wahr, und läßt

ſich aus der Geſchichte durchaus nicht beweiſen, vielmehr das Gegentheil.

Unſere Cultur iſt der Stein des Siſiphus. Wenn wir ihn Jahrhunderte lang den Berg hinaufgewälzt haben, ſo rollt er wieder herunter und ſo wird es gehn in alle Ewigkeit. Wir haben manches Neue erfunden, dagegen manche alte Erfindung eingebüßt. Vielleicht würden wir nicht wenig erſtaunen, wenn wir alle die verlohrnen Erfindungen auch nur dem Namen nach kennten, und oft iſt uns ſchon wiederfahren, daß wir eine neue Erfindung gemacht zu haben glaubten, die ſchon ſeit Jahrtauſenden den Chineſern bekannt war, zum Beyſpiel das Pulver und die Buchdruckerkunſt. Mit dem Verluſt alter Erfindungen gingen auch Genüſſe verlohren, die wir jetzt durch andere Genüſſe erſetzt haben, das iſt Alles. Dem Menſchen kommt es wahrlich nur darauf an, daß er genieße, ſelten was er genieße. Wir bilden uns ein, unſere Genüſſe vervielfacht, verfeinert und veredelt zu haben. Wenn die alten Babylonier wieder aufſtünden, würden ſie uns das vielleicht nicht einräumen. Schöpfen wir doch noch immer den feinſten Genuß, den die Muſen gewähren, größtentheils aus den Werken der Alten.

Digitized by Google

Wir gleichen bey dem ganzen Streite nur den Damen, welche diejenigen ihrer Mitschwestern bemitleiden, die nicht nach der neuesten Mode gekleidet sind.

Nachschrift des Garkochs.

Was meinen Sie dazu, Herr Collega? — Mein Stadtphilosoph möchte doch wohl Unrecht haben; denn wenn man nur eine spartanische Suppe mit einem Riz de veau à la tortue vergleicht, wie könnte man dann noch an dem Fortschreiten der Menschheit zweifeln!

Digitized by Google

Der Zettel in den Tuilerien.

(Eine Erzählung nach dem Französischen.)

Es war an einem schönen Herbstmorgen, als Linval, auf einem Spaziergange in den Tuilerien einen offenen Zettel fand, der folgende Zeilen enthielt: „Wenn derjenige, welcher diesen Zettel findet, eine gute That verrichten will, so frage er in der Straße Saintonge Nr. 340 nach Eugenia de Mirande. — Nachschrift: Wer dieser Einladung, einer unglücklichen Mutter beyzustehen, nicht Folge leisten mag, der hindere wenigstens keinen Andern daran, und werfe den Zettel wieder dahin, wo er ihn gefunden hat."

Linval, der beste Tänzer in Paris, trällerte eben eine neue Arie, trällernd las er auch den Zettel, schnellte ihn dann mit seinem Bambusrohre in die Luft und ging davon.

Digitized by Google

Der zweyte, der den Zettel bemerkte, war ein einfach gekleideter, ältlicher Mann, ein Beamter, der sich eilig zu seinen Berufsgeschäften verfügte, denn es war schon spät. Indessen bestahl er sich doch noch um so viel Zeit, als nöthig war, den Zettel zu lesen; aber gleich darauf sah er Achselzuckend gen Himmel, als wollt' er sagen: das ist nicht an mich geschrieben, und legte ihn ehrerbietig wieder auf den Boden.

Ihm folgte ein Pachter der Staatseinkünfte, Einer von jenen genügsamen Leuten, die schon zufrieden sind, wenn sie täglich 3000 Franken verdienen, die im Bewußtseyn ihres Reichthums so zuversichtlich auftreten, und von denen la Bruyère sagt: sie husten laut und spucken weit. Anfangs stieß er den Zettel mit dem Fuße fort, dann wurde er doch neugierig und hob ihn auf, las ihn flüchtig mit einem spöttischen Lächeln, und machte sich dann den Zeitvertreib, ihn in kleine Stücke zu zerreißen, wobey er in den Bart murmelte: das ist eine Schelmerey.

Am andern Morgen lag ein ganz ähnliches Billet wieder auf derselben Stelle. Der Erste, der es las, schrieb sich die Addresse in sein Taschenbuch und legte es wieder hin. Jetzt kam ein

Digitized by Google

junges, erst seit kurzem verheirathetes Pärchen, und hob den Zettel auf. Julie, die Gattin, welche in drey Monathen ihre erste Niederkunft erwartete, sagte zu ihrem Manne: „Lieber! laß uns hingehen. Was wir anbiethen können ist wenig, aber oft kann ein weniges den Unglücklichen von Verzweiflung retten — komm! laß uns hingehn."

Und sie gingen. Nachdem sie in der Straße Saintonge die angezeigte Nummer gefunden, erfuhren sie, das Haus werde von einem alten Arzt bewohnt, der seine Kunst nicht mehr ausübe, für reich gelte, und eine einzige, durch Geist und Talente ausgezeichnete Tochter habe. Sie stiegen eine schöne Treppe hinauf und wurden im ersten Stockwerk in ein Zimmer geführt, welches nicht prächtig aber mit vielem Geschmack möblirt war. Sie fragten nach Eugenie de Mirande, und ein junges Frauenzimmer erschien, von Anstand und Grazie umschwebt. Sie bat ihre Gäste, in einen Saal zu treten, den die Musen zu bewohnen schienen. Bücher, Zeichnungen, musikalische Instrumente lagen und standen ringsumher und bildeten einen nicht unangenehmen Contrast mit der zierlichen Ordnung, die sonst überall herrschte. Daß man in einer solchen Wohnung Hülfsbe-

Digitized by Google

dürftige suchen müsse, begriff das junge Ehepaar noch nicht.

„Ich fürchte," hub Julie an, „daß wir im Irrthum sind. Wir haben auf einem hingeworfenen Zettel in den Tuilerien Ihre Addresse gelesen. Wir glaubten hier Nothleidende zu finden, denen wir helfen könnten, doch Alles, was wir sehen, scheint mehr zum Genuß als zur Wohlthätigkeit aufzufordern."

Ein wenig verlegen erklärte Eugenie, sie sey bloß die Dollmetscherin einer sehr unglücklichen Dame, die, aus einem Ueberrest von Stolz, verborgen bleiben wolle, aber sicher des Mitleids würdig sey.

Julie wünschte diese Dame kennen zu lernen. „Auch mir ist der Kummer nicht fremd," sagte sie, „vor mir darf sie nicht erröthen." — Eugenie wich dem Verlangen aus, unter dem Vorwand, das Unglück habe die Arme so schüchtern und mißtrauisch gemacht, daß es äußerst schwer sey ihr Vertrauen zu gewinnen.

„Hat sie Kinder?"

„Drey, und eben ist ihr Gatte, dessen Arbeit die Familie nothdürftig ernährte, nach einer langen, kostspieligen Krankheit gestorben.“

„Guter Gott! welche traurige Lage! — und wie alt sind die Kinder?“

„Sie sind alle noch sehr jung. Das älteste ein Mädchen von fünf Jahren.“

„Ich selbst werde bald Mutter werden,“ sagte Julie; „um so mehr geht mir das Schicksal der kleinen Unglücklichen zu Herzen. Gern nähm ich sie zu mir, aber mein eignes Kind wird meine ganze mütterliche Sorgfalt erheischen. Indessen erlauben Sie mir, daß ich Ihnen für das kleine Mädchen ein Packet zusende, um es mit allerley Kleinigkeiten zu versorgen; denn ich kann mir nicht vorstellen, daß, von Ihnen unterstützt, die Familie an den ersten Bedürfnissen des Lebens Mangel leiden könnte.“

Eugenie dankte herzlich im Namen der Unbekannten, versprach das Geschenk zu empfangen und schrieb Juliens Namen und Wohnung auf.

Digitized by Google

Kaum hatte das Ehepaar sich entfernt, als derselbe Zweck einen jungen Mann herbey führte.

„Verzeihen Sie, sagte er zu Eugenien, ich suchte nicht Sie, sondern Eugenien de Mirande.“

„Die bin ich.“

Der junge Mann erstaunte nicht weniger als Julie und empfing dieselbe Erklärung. Gerührt bot er seine Hülfe an. „Ich bin nicht reich,“ sagte er, „aber wenn man unverheirathet und ein wenig sparsam ist, so behält man immer Geld genug übrig, um den Nothleidenden beyzustehn.“

„Mein Herr,“ antwortete Eugenie, „Geld gewährt nicht immer Hülfe. Bemühungen, den Unglücklichen zu vertreten, sind oft von weit höherem Werthe für ihn.“

„Sollte Ihre Freundin des letztern bedürfen? — Reden Sie. Auf Ihre Empfehlung werde ich willig unternehmen, was in meinen Kräften steht.“

„So verzeihen Sie eine unbescheidene Frage zu Gunsten einer guten Absicht. Sind Ihre Ver-

Digitized by Google

hältnisse von der Art, daß Sie dem Minister sich nähern dürfen?"

„Nein, Mademoiselle. Mein Vater besitzt ein kleines Gut in der Nähe von Paris, dessen Werth er durch seinen Fleiß verdoppelt hat; aber nie ist er in den Vorzimmern der Großen erschienen, und, Gott sey Dank! ich bedarf deren auch nicht. Genügsam werde ich einst mit fünf geliebten Schwestern und Brüdern das Erbe eines Vaters theilen, und hoffentlich soll der Minister nie von mir reden hören; es wäre denn, daß Ihre Freundin eines Stellvertreters bedürfte, der ihre Bitten vortrüge. In diesem Falle sehn Sie mich bereit. Wovon ist die Rede?"

„Von einem sehr gerechten Begehren" erwiederte Eugenie. „Eine Anlage, welche der Gatte meiner Freundin mit vielen Kosten gemacht hatte, mußte zerstört werden, weil die Sicherheit unserer Armee es erheischte. Sie bittet um Schadenersatz."

„Bedarf sie dazu einer Protection?"

„Das nicht, denn die Sache ist gerecht. Aber Sie wissen, wie oft dergleichen in den Büreaus in

Digitized by Google

die Länge gezogen oder gar vergessen wird. Es käme also nur darauf an, die Sache zu betreiben."

„Man müßte etwa dem Minister ein kurzes, bündiges Memoire vorlegen?"

„Ganz recht! aber ein solches Memoire zu machen —" hier erfolgte eine Pause. Wenn ich Sie darum ersuchen dürfte?" fuhr endlich Eugenie schüchtern fort.

„Sehr gern. Ich würde mich sogleich dazu erboten haben, wenn ich es nur verstünde."

„O gewiß!" sagte Eugenie.

„Aber ich bin noch zu unbekannt mit der Sache."

„Sie sollen Alles von mir erfahren."

Hier trat ihr Vater herein, den sie schnell von dem Gegenstande des Besuchs unterrichtete, und auf einen Wink von ihr, bat der Alte den jungen Mann zum Essen auf einen ihm beliebigen Tag. Dieser Tag wurde festgesetzt, und Dümont, (so hieß der Fremde) erschien pünctlich um die ver-

sprochene Instruction zu empfangen. Man speiste fröhlich und zwanglos. Man schwatzte von Allem, nur nicht von dem Geschäfte, welches den Gast hergeführt. Er fand Eugenien sehr geistreich, sehr herzlich, und — endlich auch sehr hübsch. Nach dem Essen erzählte sie ihm lang und breit die Bewandtniß der Sache, die er zu führen übernommen. Er hörte ihr mit großer Aufmerksamkeit zu, versprach, in zwey Tagen das Memoire zu entwerfen, und hielt Wort. Es war gedrängt, klar und eindringlich. Eugenie las es mit sichtbarem Vergnügen. „Es ist sehr warm geschrieben," sagte sie selbst mit großer Wärme. „Wenn ich an des Ministers Stelle wäre, Sie würden sicher keine Fehlbitte thun."

Dümont erröthete und stammelte.

„Vollenden Sie Ihr Werk," fuhr Eugenie fort: „Sie wissen, wie sehr eine solche Schrift durch rührende Worte und Geberden des Bittenden unterstützt wird. Verschaffen Sie meiner Freundin eine Audienz bey dem Minister, damit sie das Memoire selbst überreichen könne.

Dümont ging, und nach acht Tagen, in welcher Zeit er unermüdet Alles in Bewegung gesetzt

hatte, trat er triumphirend in Eugeniens Zimmer. „Morgen," sagte er, wird Ihre Freundin vorgelassen werden. Sie darf nur diesen Zettel vorweisen, und alle Thüren werden ihr offen stehn."

Eugenie dankte ihm mit Wärme, „Aber," sagte sie, „ein schüchternes, vom Kummer belastetes Frauenzimmer würde sich schwerlich vortheilhaft darstellen, wenn es unbegleitet erschiene. Könnten Sie sich wohl entschließen, sie hinzuführen?"

Diese letzte Gefälligkeit war ein Opfer für Dümont, doch Eugenien konnte er schon nichts mehr abschlagen, auch mogte ein wenig Neubegier ihn spornen, die geheimnißvolle Unbekannte kennen zu lernen. Er versprach am andern Morgen sich einzufinden, wo denn auch Eugeniens Freundin zum Erstenmale erscheinen sollte. Am Vorabende dieses merkwürdigen Tages stellte Eugenie folgende Betrachtungen an: Offenbar hat dieser junge Mensch einen sehr soliden, sanften Charakter. — Seine Gestalt ist gar nicht übel. — Anfangs freylich schien er mich nicht zu bemerken, aber hernach — o hernach hat er mich recht sehr bemerkt. — Mein Vater? — O der hat mir hundertmal

gesagt, das wäre meine Sache. Der wird nichts dagegen haben. — Allen eingezogenen Erkundigungen zufolge, hat der junge Mensch kein unwahres Wort gesagt. — Das sah man ohnehin auf den ersten Blick. Sein offenes, freymüthiges Betragen flößt Vertrauen ein. — Mir gefällt diese Offenheit. — Aber gefalle ich ihm? — Vielleicht ist sein Herz schon anderswo gefesselt? — o nein! o nein! dann würde er mich nicht so ansehn, so — ich weiß schon wie.

Eugenie schlief wenig, stand früh auf, kleidete sich sorgfältiger als gewöhnlich und war reizender als jemals. Dümont erschien zur bestimmten Stunde, sah sich um und sagte: „sie ist noch nicht da?"

Nein, antwortete Eugenie mit einiger Bewegung.

„So werd' ich warten." Er nahm einen Stuhl und setzte sich zu ihr an den Theetisch. Man fing an von allerley zu sprechen, allein der Faden riß immer wieder ab. Es entstanden lange Pausen, die durch redende Blicke ausgefüllt wurden. Dümont errörhete. Er fühlte es, und dies Gefühl

würde ihn sehr verwirrt haben, wenn nicht Eugenie auch erröthet wäre. Das schmeichelte seinem Herzen und gab ihm Muth.

„Ich muß den Zufall segnen," hub er endlich an — (Eugenie schlug die Augen so tief nieder, daß sie nichts weiter sah, als ihre zitternde Busenschleife.) „Ich muß den Zufall segnen, dem ich Ihre Bekanntschaft verdanke —"

„Ihr zartes Benehmen, mein Herr, hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und wird mir unvergeßlich seyn."

Jetzt schlug Er die Augen nieder und es erfolgte abermals ein peinliches Schweigen. Endlich faßte Dümont einen heroischen Entschluß. Ich weiß nicht, ob ich wohl thue," sagte er, „allein warhaftig, ich kann nicht länger verhehlen was in mir vorgeht, und — nicht wahr? — Sie haben es auch längst errathen?"

Freylich hatte sie es längst errathen, aber die Frauenzimmer sind in solchen Fällen nie so mitleidig, die Verlegenheit eines Bedrängten abzukürzen; man muß ihnen Alles noch einmal recht deutlich sagen, und so war denn endlich auch Dü-

Digitized by Google

mont genöthigt, das Wort Liebe ganz deutlich auszusprechen.

Sobald diese, von Schaam und Furchtsamkeit bewachte, Schranke einmal durchbrochen war, so ging die Unterredung den gewöhnlich schnellen Gang. Man fragte und antwortete; man erklärte, welchen Geschmack, welche Denkungsart man besitze, in welcher häuslichen Lage man sich befinde, und alles das mit einem so geschwätzigen Vertrauen, mit einer so süßen Hingebung, daß ganz unbemerkt zwey Stunden verflossen waren, und endlich Dümont doch wohl erinnern mußte, die Fremde sey noch immer nicht da.

„Sie wird auch nicht kommen," sagte Eugenie. Mit einem fragenden Blicke der Verwunderung sah Dümont sie an, und sie antwortete ihm durch einen halb zärtlichen, halb lächelnden Blick. „Würden Sie auf mich zürnen," hub sie an, und recht im Ernst böse werden, wenn meine ganze Geschichte von der unglücklichen Freundin nur ein Märchen wäre? erfunden, um meinem Herzen wo möglich die Bekanntschaft eines Mannes zu verschaffen, dessen Gefühl für mich aus keiner unreinen Quelle entspränge?"

Dü-

Dümont machte große Augen, allein erzürnt sah er nicht aus.

„Schon Mancher," so fuhr Eugenie fort, hat sich um meine Hand beworben, vielleicht weil ich ihm hübsch vorkam, oder weil ich reich bin. Keiner glich meinem Ideal. Meine Mutter hab' ich früh verlohren. Mein Vater wurde mein Freund. Seine Denkungsart ist unbefangen. Er erlaubte mir, die, freylich etwas kühne, Prüfung anzustellen, der ich am Ende doch immer eine beliebige Wendung geben konnte."

Fast versteinert sagte Dümont: „Also mein Memoire — ?"

„Das werde ich bewahren als ein schönes Denkmal Ihres Scharfsinns und der Güte Ihres Herzens."

„Und der Verfasser dieses Memoire's? was werden Sie aus ihm machen?"

„Meinen Gatten, wenn er will."

Da sank er zu ihren Füßen und sie hob ihn auf in ihre Arme, und beyde schlossen die glück-

lichſte Verbindung, die Amor nicht angezettelt, doch freylich hinterher ſich ſehr ernſtlich darein gemiſcht hatte. Als ſie das Erſtemahl zuſammen ausfuhren, geſchah es, um eine Wochenviſite bey Julien abzuſtatten.

Digitized by Google

Geographische Beschreibung des Reichs der Dichtkunst.

(Nach dem Englischen.)

Das Reich der Dichtkunst ist groß und sehr bevölkert, besonders durch Knaben. In Osten wird es begrenzt durch die Beredsamket, in Süden durch Mahlerey und Bildhauerkunst, in Westen durch Musik, und in Norden durch den Ocean der Gelehrsamkeit. Es theilt sich, wie so viele andere Reiche, in Hochland und plattes Land. Das Hochland wird von sehr ernsten, mit imponirenden Geberden auftretenden Menschen bewohnt, deren Sprache, gegen die der übrigen Provinzen, wie spanisch gegen französisch klingt. Die Einwohner sind gewöhnlich Helden von Profession. Einen Riesen auf Einen Streich mitten von einander spalten, ist ihnen eine Kleinigkeit. Ihre Weiber, selbst die häßlichsten, überstrahlen die Sonne. Ihre Rosse, (denn Pferde haben sie nicht) laufen schneller als der Wind,

und die Gipfel ihrer Bäume ragen wenigstens bis in die Wolken. Die Hauptstadt dieser Provinz heißt Heldengedicht Sie soll größer seyn als weiland Ninive. So viel ist gewiß, daß jeder Reisende, der sie umgehen wollte, ermüdet sein Vorhaben aufgab. Aber sie ist auf einem sandigen, undankbaren Boden erbaut, den nur wenige, und selten mit Glück, zu kultiviren versucht haben.

Die Einwohner sind eben nicht sehr gewissenhaft in Betreff der Wahrheit, und darin gleichen sie sämmtlichen Bewohnern des Reichs. Sie unterhalten den Fremden mit Mährchen, die sie jedoch sehr ernsthaft und auch wohl interessant erzählen. Vor allen Dingen führen sie die Neugierigen zu den Grabmählern des Homer, Virgil, Milton und Klopstock.

Unangenehm ist übrigens in dieser Stadt, daß man fast bey jedem Schritte auf Zweykämpfe und Mordscenen stößt, und man eilt, um sich zu zerstreuen, in die große Vorstadt der Romane. Da wohnen lauter schöne und auch sogar lauter moralisch-vollkommne Leutchen. Die meisten sind viel in der Welt herumgereist und entsetzlich verliebt. Da gibt es immerwährende Festlichkei-

ten, und selten darf ein Reisender sie verlassen, ohne vier bis fünf Vermählungen beygewohnt zu haben. Draußen vor dem Thore liegen Schlösser in Ruinen, wo Räuber und Gespenster ihr Wesen treiben.

In der Ferne erblickt man hohe, steile Gebirge, von Abgründen umgeben. Das sind die Gebirge des Trauerspiels, in welchen man noch hie und da schöne Trümmer alter Städte findet. Eine tiefe Schwermuth überfällt Jeden, der sich nähert. Die Bewohner sind grausam, blutdürstig, und sogar die Weiber klatschen in die Hände, wenn ein armer Teufel erdolcht wird, oder sich selbst vergiftet.

Es lag vormahls in derselben Provinz ein bezauberter Pallast. Oper genannt Ihn hatte ein italiänischer Zauberer so erbaut, daß man ihn transportiren konnte, wohin man wollte. Jetzt ist er aber sehr herunter gekommen. Ein leichtes Völkchen auf dem platten Lande hat sich seiner bemächtigt und seinen Nahmen in komische Oper verwandelt.

Nicht weit von diesem Schlosse, in einer sehr schönen Gegend, erhebt sich die alte Stadt Co-

mödie. Hier herrscht allgemein der Geschmack für Zeichnung nach der Natur, nur Schade, daß man auch bisweilen gefährliche, verführerische Gegenstände zeichnet. Jeder Einwohner macht sich lustig über die Thorheiten seines Nachbars, bekümmert sich aber wenig um seine eignen. Mit alle dem ist ihre Moral meistentheils nicht übel.

Die Stadt ist in fünf Stadtviertel getheilt. Am Eingang eines Jeden wird man von Musikanten, auch wohl von Tänzern empfangen. Vor dem Thore steht eine Schildwache, die in der Landessprache Prolog genannt wird. Sie unterrichtet den Reisenden von allen Schönheiten, die er in der Stadt finden wird, und ersucht ihn, sich artig aufzuführen. Das geschieht besonders, um sich vor den Ueberfällen einer gewissen Horde in Sicherheit zu stellen, die sich Kritiker nennt, und einen ewigen Krieg gegen die Dichter-Staaten führt.

Auf dem Abhang eines Hügels liegt eine andere Stadt, Drama genannt. Man hat sie bis jetzt vergebens zur Nebenbuhlerin jener alten Stadt machen wollen.

Digitized by Google

Das Hochland und platte Land der Dichtkunst werden durch eine Art von Steppe geschieden, die den Nahmen Verstand führt, und wo man weder Stadt noch Burg, nur einzelne zerstreute Hütten findet. Es war sonst eine schöne Strecke Landes, die jede Lebens-Nothdurft reichlich hervorbrachte. Die Armuth der Einwohner kommt zum Theil daher, daß die Wege außerordentlich eng und rauh sind, man auch selten Wegweiser findet. Ihre Grenzen, die man Schimmergeist zu nennen pflegt, werden von einem leichten Völkchen bewohnt, das nach allerley artigen Kleinigkeiten hascht, oder im Arme der Wollust entschlummert, und sich selten in die einsamen Gefilde der Nachbarschaft verirren mag. Die Hauptstadt dieser gefährlichen Provinz heißt Elegie. Sie ist umringt von Höhlen und Quellen, von Felsen und Wäldern, denen die Einwohner unaufhörlich ihre Liebesgeschichten anvertrauen, sie aber um Gotteswillen bitten, sie nicht zu verrathen.

Zwey Ströme, Reim und Vernunft, fließen durch das Reich der Dichkunst. Allein der letztere nimmt seinen Lauf bloß durch die Provinz Verstand und wird folglich selten besucht. Der Erstere hingegen entspringt aus dem Traum-

Digitized by Google

g e . . . . e, und Jedermann schöpft aus ihm so gut er kann.

An den Grenzen zieht sich der große Wald der Dummheit hin, der so dicht ist, daß kein Sonnenstrahl hineindringt, und so alt, daß die Menschen, von heiliger Ehrfurcht ergriffen, ihn nicht zu berühren wagen. Er beschattet zum Theil die Provinz Nachahmung, die sehr groß und sehr unfruchtbar ist. Die Leute ernähren sich da mit Aehrenlesen auf den Feldern ihrer Nachbarn, und danken nicht einmahl dafür.

An der Nordseite ist das Reich der Dichtkunst sehr kalt, von kleinen, pedantischen Leutchen bewohnt, die gewöhnlich lateinisch reden, und über einen Mückenfuß gewaltig viel schwatzen können. Da findet man die Schlösser Anagramm, Chronodistichon, Scharade und mehrere andere, die zu sehn nicht der Mühe werth sind.

Hier kommen wir nun an den Ocean. Nicht fern von dessen Ufern liegt die Insel Satyre, die auch zum Reiche der Dichtkunst gehört. Die See ist da herum außerordentlich salzig, was vielleicht Schuld seyn mag, daß die Einwohner alle so gallichten Humors sind. Zu den Zeiten

der Römer war Juvenal Gouverneur daselbst, und es gibt noch hie und da Einige, die sein Andenken in Ehren halten.

Die kleine Halbinsel Epigramm soll auch nicht vergessen werden; sie erstreckt sich sehr spitz in die See hinaus. Kästner liegt dort begraben. Uebrigens haben mehrere Schriftsteller einen Guide des Voyageurs für das Reich der Dichtkunst geschrieben, doch von ihnen Allen ist kein Einziger selbst darin gewesen.

Digitized by Google

Die Zusammenkunft zweyer Könige.

Wir haben in unsern Tagen dergleichen Zusammenkünfte so oft erlebt, und die Zeitungen haben so treulich berichtet, wie es dabey zugegangen, daß es sonder Zweifel interessant ist, ein wenig in die Vorzeit zu schauen, um zu sehen, wie die gekrönten Häupter sich damals gegen einander benahmen. In den, sehr wenig bekannten, Memoiren des Marschalls von Fleuranges erzählt dieser Held als Augenzeuge von der Zusammenkunft der Könige von Frankreich und England, Franz des Ersten und Heinrich des Achten, im Jahre 1520, die man das Lager von Goldstück zu nennen pflegte, weil beyde Fürsten in Pracht wetteiferten. Ueber dem Zelte Franz des Ersten ragte ein großer, heiliger Michael ganz von Golde hervor, den man sehr weit sehen konnte; aber — fügt der Marschall naiv hinzu — er war hohl. Das Zelt Heinrich des Achten war von Holz, Leinwand und Glas zusammengesetzt, die Hälfte des Hauses bestand aus Glas. Man darf also wohl dem Mar-

schall aufs Wort glauben, daß es inwendig sehr hell war. Vor der Thür ergossen sich aus Springbrunnen mit drey Röhren, Meth, Wein und Wasser. Jedermann durfte nach Belieben schöpfen.

Als der König von England den Friedenstraktat unterzeichnen und beschwören sollte, las er die Artikel selber laut, und hub also an:

„Ich, Heinrich, König von England und Frankreich" — unterbrach sich aber sogleich und sagte zu Franz: „das letztere mag wegbleiben, denn es wäre doch gelogen." Der Marschall fügt hinzu: der Tractat war sehr weise entworfen, und würde vortrefflich gewesen seyn, wenn er nur wäre gehalten worden.

Man hatte veranstaltet, daß die beyden Könige sich nur öffentlich sahen, umgeben von Leibwachen und Höflingen. Aber das wurde bald dem muntern, von jedem Argwohn entfernten Franz unerträglich. Eines Morgens in aller Frühe schwang er sich ungestiefelt zu Pferde, in einem spanischen Oberrock, nahm einen Pagen mit, den Ersten der ihm aufstieß, und sprengte nach dem Schlosse Guines, wo der König von England wohnte.

Digitized by Google

Auf der Zugbrücke fand er eine Menge Wachen. „Wo ist des Königs, meines Bruders, Schlafzimmer?“ fragte er hastig. Man zeigte es ihm an. Der Gouverneur des Schlosses erschien, und stellte demüthig vor, der König sey noch nicht erwacht. „Hat nichts zu bedeuten,“ sagte Franz und ging ohne Umstände hinein. Heinrich rieb sich die Augen und erstaunte nicht wenig über den unerwarteten Besuch. „Herr Bruder,“ sagte er, Ihr habt mir einen köstlichen Streich gespielt. Ich erkenne daraus, wie ganz ich Euch vertrauen darf, und in diesem Augenblicke ergebe ich mich Euch zum Gefangenen.“

Bey diesen Worten löste er eine Kette vom Halse, 15000 Angelots an Werth, und überreichte sie dem Gaste als Freundschaftspfand. Alsobald beschenkte ihn Franz dagegen mit einem Armbande, dessen Werth der Marschall auf 30000 Angelots schätzt, bat ihn, es aus Liebe zu ihm zu tragen und band es ihm um den Arm.

Heinrich wollte aufstehen, Franz versicherte, er werde keinen andern Kammerdiener haben als ihn, und wärmte ihm wirklich das Hemd. Dann warf er sich wieder auf sein Roß und ritt zurück nach Ardres.

Digitized by Google

Am andern Morgen wurde er auf gleiche Weise vom Könige von England überrascht, und so lebten die beyden Monarchen über drey Wochen in Freundschaft und Einigkeit miteinander. (O mögten wir dies Schauspiel doch bald wiederholen sehen!) Am Zeitvertreibe fehlte es nicht. Nach dem Ringelrennen traten die französischen und englischen Faustkämpfer auf; es waren kraftvolle Kämpfer darunter, da aber Franz die seinigen nicht aus Bretagne hatte kommen lassen, so gewannen die Engländer den Preis. (Bretagne war also damals berühmt wegen seiner Faustkämpfe.)

Eines Tages zechten die beyden Könige miteinander und der von England nahm den von Frankreich beym Kragen, und sagte: „Mein Bruder, ich will mich mit Euch boxen.“ Sie boxten sich und Franz warf seinen Gegner zu Boden, daß es krachte. Heinrich wollte wieder anfangen, aber sie wurden zum Abendessen gerufen. (Der Kampf, in dem beyde Monarchen *jetzt* begriffen sind, ist ernstlicher O mögten sie doch auch zum Abendessen gerufen werden!)

Digitized by Google

Unhöfliche Sprödigkeit.

Nicht weit von der berühmten Hundsgrotte bey Neapel — so erzählt ein alter Reisender — steht eine Kirche der heiligen Maria del Panto, die der Dichter Sannazar gegründet hat, dessen Beyspiel heut zu Tage kein Dichter mehr nachahmt. In dieser Kirche soll sich ein merkwürdiges Gemählde befinden, der heilige Michael, wie er den Teufel überwindet. Aber dieser Teufel hat keine Hörner, und sieht überhaupt gar nicht so gräßlich aus, wie man ihn gewöhnlich mahlt, vielmehr trägt er auf seinem Rumpfe den Kopf einer reizenden Frau mit einem schönen Busen. So soll im Jahr 1550 ein Bischof von Ariano, Diomedes Caraffa, den Satan zu mahlen befohlen haben, und zwar aus folgender Ursache: Eine schöne, vornehme Dame hatte sich heftig in ihn verliebt. Um sie von dieser Leidenschaft zu heilen, ließ er ihren Kopf und Busen auf den Rumpf des Teufels setzen, und als sie eines Tages ihn wiederum mit sündlichen Lockungen verfolgte, stellte er

sich, als wolle er sie nach Hause begleiten, bat sie aber, da der Weg vor jener Kirche vorüber führte, einen Augenblick herein zu treten, um ein neues, treffliches Gemälde zu bewundern. Sie erkannte sich sogleich, und natürlich machte das Kompliment einen sehr widerlichen Eindruck auf sie. Beschämt lief sie davon, wie der Reisende versichert. Aber der Bischof — welcher stehen blieb — schämte er sich denn gar nicht?

Digitized by Google

Ein Gedanke Machiavells.

Viele meiner Leser wissen wohl nicht einmal, daß Machiavell, der verketzerte und doch so lehrreiche Verfasser des Fürsten, auch eine Kriegskunst geschrieben hat. Ob sie etwas taugt, kann ich nicht beurtheilen. Er war indessen der Erste welcher vorschlug, die verschiedenen Bewegungen der Truppen nach dem Schall der Trommeln und Pfeifen abzumessen. Unter andern wirft er folgenden Gedanken hin: „Seitdem Europa unter mehreren Mächten getheilt ist, die sämmtlich policirt kriegerisch sind, seitdem kann die Kriegskunst sich weit besser erhalten und vervollkommnen, als zu der Zeit, da Rom die Welt beherrschte, oder wenigstens da, wo Roms Scepter nicht hinreichte, nur Barbaren wohnten; denn jetzt eifern die Nationen einander nach und machen sich die Ehre streitig, die Geschicktesten in dieser Kunst zu seyn. Die Römer hingegen, unter den Kaisern, glaubten sich so überlegen, daß sie ihre alten strengen Grundsätze vernachlässigten, noch weniger um

neue

heute sich bekümmerten. Rom lieferte bald weder gute Feldherrn noch gute Soldaten mehr."

Was die Nacheiferung der europäischen Mächte betrifft, so hielt sie sich wohl großentheils nur an Nebendinge, die Kriegskunst selber ging verlohren. Sie ist, zugleich mit der Wachsmahlerey der Alten, wieder entdeckt worden. Eine von diesen beyden Künsten hätten wir wohl entbehren können.

Das Gemählde, welches Machiavell von dem Untergange der römischen Kriegskunst aufstellt, wird sicher auch einmal wieder aufgefrischt werden.

Digitized by Google

Gewohnheit.

(Nach Segur.)

Der zuerst gesagt hat: Gewohnheit ist die andere Natur, der hat in wenigen Worten fast alles erschöpft, was sich darüber sagen ließ.

Leute, die sich sehr klug dünken, behaupten, man sollte sich an nichts gewöhnen, um sich manchen Kummer zu ersparen. Es scheint mir doch lächerlich, zu begehren, daß man tausend Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten entsagen soll, bloß um deren Verlust nicht fürchten zu dürfen. —

Nichts ist süßer als die Gewohnheit! wenn der flatterhafteste Mensch sich recht prüfen wollte, so würde er in seinem Innern ein gewisses Bedürfniß der Beständigkeit spüren, das ihn, wo nicht an Menschen, doch wenigstens an Sachen fesselt. Diese Quelle des Glücks verdanken wir der Natur. Wir geben uns bisweilen alle Mühe, sie von un-

Digitized by Google

ferm Pfade abzuleiten, (so wie wir denn überhaupt kein Geschenk der Natur unverhunzt lassen können) allein es gelingt uns nicht ganz. Jedermann ist und bleibt mehr oder weniger der Herrschaft der Gewohnheit unterworfen; am meisten der gute, sanfte Mensch, am wenigsten der Bösewicht, der sich gern isolirt, und der, in einem tumultuarischen Leben, selten eine andere Gewohnheit kennt, als den Hang zum Bösen. Die Liebe zum Guten hingegen umzieht das Leben des ehrlichen Mannes mit einem einförmigen Kreise; ein heimliches Dankgefühl fesselt ihn an Personen und Sachen, die ihm nützlich oder angenehm sind. Er liebt sein Vaterland, sein Haus, und das ist die Wirkung einer süßen Gewohnheit.

Gemeiniglich erfreuen wir uns dieses Genusses, ohne uns Rechenschaft zu geben; denn da er gerade nicht sehr lebhaft ist, so ahnden wir kaum, welche wichtige Rolle er in unserm Leben spielt; nur wenn man ihn verliert, dann erkennt man dessen Werth. Wahrlich! die Gewohnheit mischt sich in unsere Neigungen und selbst in unsere Gefühle. Die Treue zum Beyspiel ist nur eine süße Gewohnheit, denselben Gegenstand zu lieben. So lange die Liebe noch eine Leidenschaft ist, beherrscht sie mehr die Sinne als das Herz. Aber

wenn die Zeit diese Leidenschaft gereinigt und gemildert hat; wenn der längst beglückte Gatte doch nicht ohne die Gattin leben kann, weil die Gewohnheit ihr Immergrün um die Blumenketten der Liebe schlang — dann darf die Geliebte auf unwandelbare Treue zählen.

Durch zwey widersprechende Empfindungen werden alle lebende Wesen bewegt, durch Liebe und Haß. Jene zieht an, dieser stößt zurück. Der stärkste Widerwille wandelt sich doch bisweilen in Wohlwollen, und vor allen die Gewohnheit bewirkt dieses Wunder. Man gewöhnt sich an alles, sogar an die Sklaverey; auch diese kann man liebgewinnen. Als Lord Mazarin im Fort l'Evesque lange Zeit Schulden halber eingekerkert gewesen, wollte er es nicht verlassen, da seine Gläubiger befriedigt waren. Der einzige Mensch auf Erden vielleicht, der die Zerstörung der Bastille beweinte, war ein Greis, der in ihren Mauern sich an den Verlust der Freyheit gewöhnt hatte.

Je mehr sich der Mensch dem Ende seiner Laufbahn nähert, je mehr scheut er neue Gegenstände. Es scheint, er wolle das fliehende Leben fest halten, indem er sich an Alles anklammert, was ihn lange Zeit umgab.

Digitized by Google

Selbst in die Kunst zu gefallen schleicht sich die Gewohnheit. Warum wird ein immer fortgesetztes Bemühen fast immer durch Gunst vergolten? — weil der Gegenstand desselben sich daran gewöhnt. Will der Liebhaber seinen Bewerbungen einen höhern Werth geben, so lasse er sie nie vergebens zu derselben Stunde erwarten. Anfangs werden sie der Geliebten bloß angenehm, bald aber zum Bedürfniß werden, weniger noch durch ihren Reiz, als durch die beständige Gewohnheit sie zu empfangen. Das ist es, wodurch Manche, die sonst eben nicht liebenswürdig sind, ihre Hoffnung zu gefallen nähren; sie ersetzen den Mangel an Liebeswürdigkeit durch Beharrlichkeit.

Gewohnheit ist ein Instinkt, unabhängig von der Denkkraft; wir folgen ihm maschinenmäßig, selbst dann, wenn die Thätigkeit der Sinne unterbrochen ist; davon liefern die Nachtwandler den Beweis. Kurz, die Seele wie der Körper sind der Herrschaft der Gewohnheit unterworfen. Ohne sie würden wir nur Augenblicke, nie Jahre des Genusses kennen; durch sie werden die Jahre der Leiden endlich zu Augenblicken. Unglückliche sterben nicht einmal gern, bloß weil sie sich an das Leben gewöhnt haben.

Digitized by Google

Es gibt Menschen, deren Unbeständigkeit in Freundschaft, Liebe und Geschmack seltsam mit den Fesseln der Gewohnheit contrastirt, die auch sie dennoch tragen. — Ein gewisser Ehemann — so wird erzählt — war gewohnt, jeden Abend Punct zehn Uhr zu Bett zu gehn. Der Liebhaber seiner Frau, ein Präsident, wurde täglich durch seine Amtsgeschäfte verhindert, sich früher als um zehn Uhr einzustellen; seine Ankunft war folglich immer das Signal für den Mann sich zu entfernen, da seine Gesundheit ihn mehr beschäftigte als seine Frau. Mit Einem Worte, es würde schwer gewesen seyn zu entscheiden, wer am pünctlichsten war: die Uhr im Schlagen; der Liebhaber im Kommen, oder der Mann im Weggehen? — Eines Tages traf es sich, daß der Präsident zu einer ungewöhnlichen Zeit, nehmlich um sechs Uhr erschien. Es war im Winter — die Lichter schon angezündet — die Uhr stehen geblieben. — Alles trug zur Täuschung des Gatten bey. „Wie?" sagte er, „ist es schon so spät? Ich spüre doch noch gar keine Lust zu schlafen. Gleichviel. Der Präsident ist pünctlich, er ist da, und folglich geh' ich schlafen."

Doch nie ist die Kraft dieser unserer zweyten Natur auffallender, als im Kampfe der Gewohn-

heit mit der Empfindung. Man wird jener so selten untreu, daß, wenn wirklich einmal die Empfindung über sie trumphirt, das der stärkste Beweis der Zärtlichkeit ist, den man zu geben vermag.

Hieher gehört die naive Antwort eines Neuvermählten. Seit zehn Jahren liebte er ein Frauenzimmer. Jeden Nachmittag Punct fünf Uhr besuchte er sie, und brachte seinen Abend bey ihr zu. An Schauspiel und dergleichen dachte er nicht, nur bey ihr war er glücklich. Plötzlich starb ihr Mann. Des Liebenden Ungeduld konnte kaum das Wittwenjahr abwarten, um die Geliebte nun auf ewig zu der seinigen zu machen. Das Hochzeitfest wurde fröhlich gefeyert. Die Gäste standen von der Tafel auf. Der Bräutigam schien niedergeschlagen. „Warum so finster?" fragte ihn Einer seiner Freunde, „stehst du nicht auf dem Gipfel des Glücks."

„O gewiß!" antwortete der junge Ehemann, „ich liebe meine Frau unaussprechlich! sie wird nun bey mir wohnen — welche frohe Aussicht! — Nur Eins beunruhigt mich, und ich gestehe, daß ich zuvor nicht daran gedacht hatte." — „Was denn?" — Wo werd' ich künftig meine Abende zubringen?"

Gespräch zwischen einem Engländer und einem Franzosen, über die Seemacht beyder Nationen.

(Ein Deutscher belauscht dieses Gespräch und redet dann und wann ein Wort bey Seite.)

Um allen Mißdeutungen vorzubeugen, werde vor allen Dingen erklärt: daß die Gedanken, welche in diesem Gespräche enthalten sind, schon vor dreyßig Jahren gedacht und ausgesprochen worden. In einer Parlamentsdebatte am 27. November 1781 behauptete Lord Mulgrave, damaliger Commissair der Admiralität, daß — als die Franzosen anfingen ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihre Marine zu richten — diese der englischen überlegen war. Natürlich brachte eine solche Ketzerey aus einem solchen Munde eine Menge Köpfe in Gährung, eine Menge Federn in Bewegung. John Sinclair schrieb ein Buch (Thoughts of the naval strangth of the British Empire etc.), in welchem er jene so niederschlagende Be-

hauptung widerlegt, als verderblich für das Streben einer Nation, deren ganze Existenz und politische Unabhängigkeit auf ihrer Seemacht beruhe. Er prüfte den Satz mit vieler Wahrheitsliebe, selbst nach französischen Schriftstellern, die darüber gesprochen und die er wohl zu kennen scheint. Da er diese Auszugsweise seinem Buche einverleibt hat, so wurden sie gleichsam Zwischenredner und bekräftigten nicht selten seine Meinung, die er freylich, bey der heutigen Lage der Dinge, wohl von selber zurücknehmen würde.

Der Engländer. Diejenige Nation, welche die ausgedehntesten Seeküsten besitzt, hat natürlich nach Verhältniß auch eine größere, an das Meer gewohnte Zahl von Einwohnern, und kann folglich am leichtesten zu einer überwiegenden Seemacht gelangen. Nun kann in dieser Hinsicht kein anderer europäischer Staat mit Großbrittanien verglichen werden; denn die Küsten von England, Schottland, Irland und den umliegenden Inseln, nehmen, nach der Berechnung des Ritters Petty, einen Raum von 3800 Meilen ein, während die Seeküsten Frankreichs kaum ein Drittel dieses Raums betragen. Ferner besitzt England eine weit überlegene Anzahl von sichern und bequemen Häfen, und zwar aus folgen der Ursache: die heftigen

Westwinde, welche die holländischen Häfen mit Sand füllen, sind den englischen längst dem Canale vortheilhaft, und auch die wenigen sichern Häfen, deren Frankreich und Holland sich erfreuen, verdanken sie diesem Winde. Einen solchen, von der Natur geschenkten Vortheil können weder Kunst noch Aufwand der Nachbarn aufwiegen.

Der Franzose. Der Sand, welcher die Küsten von Deutschland, Holland und Frankreich bedeckt, wird von den vielen Strömen und Bächen herbeygeführt, die sich in den Rhein, die Mosel, die Seine, die Loire und die Garonne ergießen. Die Westwinde dämmen diesen Sand an den Küsten. England hat wenig große Ströme, und der wenige Sand, den sie mit sich fortwälzen, wird durch dieselben Westwinde in das Meer geführt.

Der Engländer. Großbrittanien kann seine Seemacht augenblicklich vereinigen, weil seine Häfen einander nahe liegen und nicht durch die Länder fremder Mächte von einander getrennt sind. Die große Entfernung Toulon's von Brest ist ein großes Hinderniß für die Vereinigung der französischen Seemacht.

Digitized by Google

Der Franzose. In allen großen Staaten ist die Seemacht vertheilt, und bedarf zu ihrer Vereinigung viel Zeit. Freylich hat diejenige Nation die vortheilhafteste Lage für Seerüstungen, deren Mittelpunct nicht zu weit von ihrem Umkreis entfernt ist, und England genießt dieses Vorzugs, weil es weit kleiner ist als Frankreich. Rußland hingegen, zum Beyspiel, kann unmöglich eine Flotte des schwarzen Meeres oder der Ostsee, mit einer Flotte aus Kamtschatka vereinigen.

Der Deutsche (bey Seite.) Rußland hat auch nie eine Flotte in Kamtschatka gehabt.

Der Franzose fortfahrend. Darum sollte auch nie eine Nation sich der großen Ausdehnung ihres Landes, der Verschiedenheit des Clima's und der Früchte rühmen. Es ist leichter, 590 Tonnen Waaren von Asoff durch das schwarze und mittelländische Meer, den Ocean und die Ostsee, nach Petersburg zu transportiren, als den Don herauf, obgleich die letztere Fahrt zehnmal kürzer seyn würde.

Der Deutsche (bey Seite.) Der Franzose kennt die Wassercommunicationen, die herrlichen

Digitized by Google

Kanäle in Rußland nicht; doch das muß man ihm verzeihen, da nun einmal Unwissenheit, Rußland betreffend, in Deutschland wie in Frankreich, in den bekanntesten Dingen herrscht. (Behauptete doch noch vor kurzem der Herausgeber der Zeiten*), eines Journals, welches Anspruch auf Gründlichkeit macht, der russische Regentenstamm erlösche mit dem jetzigen Kaiser und dessen Bruder Constantin, da doch jeder Kalender ihn hätte belehren können, daß Rußlands Hoffnungen noch in zwey fast erwachsenen Prinzen blühen.)

Der Franzose fortfahrend. Auch ist es leichter 1000 Tonnen von Portobello nach Panama um das Kap Horn zu führen, als zu Lande 20 oder 30 Meilen durch die Gebirge.

Der Deutsche (laut.) Wahr, doch unverzeihlich. Wenn Napoleon in jenen Gegenden herrschte, so wäre die Südsee mit dem Weltmeere längst durch einen Kanal vereinigt. Große Schwierigkeiten mag ein solches Unternehmen haben, doch unüberwindlich sind sie schwerlich.

---

*) Novemberheft 1810.

Der Franzose. Die Holländer können sich schneller als die Engländer vereinigen, wenn es darauf ankommt, mit ihren kleinen Fahrzeugen von der Mosel bis zum Texel das Meer zu bedecken.

Der Engländer. Wenn England auch weniger Häfen hätte, so würden schon seine Bayen hinreichen für seine Kriegs- und Handelsschiffe; denn, so lange die Westwinde herrschen — welches gewöhnlich die Hälfte des Jahres hindurch der Fall ist — können die Schiffe sicher auf den Rheden ankern. Der Ankergrund ist an den englischen Küsten weit vorzüglicher, denn er besteht aus hartem Lehm, Kreide oder festem Kies; Frankreich und Holland hingegen haben nur Felsen oder ausweichenden Sand. — Schon der große de Witt hat die Bemerkung gemacht, daß Englands Local-Situation unermeßliche Vortheile gewähre. Dahin gehört auch die Fischerey, in der es von keiner andern Nation übertroffen wird. 10000 Menschen sind allein immerwährend mit dem Austernfang beschäftigt. — Ohne Zweifel ist auch der ausländische Handel eine reiche Quelle für die Seemacht; allein dauerhafter ist in dieser Hinsicht die Küstenfahrt, die von jeder Nebenbuhlerschaft unabhängig ist. Diese betrachte ich als die

Hauptstütze einer Seemacht. Man hat berechnet, daß der Küstenhandel 100000 Matrosen erzieht. Welch' eine Pflanzschule!

Der Deutsche (leise zu dem Franzosen.) Sollte diese Zahl nicht übertrieben seyn?

Der Franzose. Schwerlich, denn nach diesem Verhältniß wäre nur Ein Mann von 80 für das Seeleben zu rechnen, Irland nicht einmal mit einbegriffen. Schon der numerirten Fahrzeuge auf der Themse sind über 9000, ohne die ungeheure Anzahl derer in Anschlag zu bringen, die zum Fischen u.s.w. gebraucht werden. Es existirt in England nicht der kleinste Hafen, der nicht, zu seinem Privatgebrauch, eine Anzahl Schiffe und Fahrzeuge besäße.

Der Engländer. Großbrittanien bedarf keiner fremden Hülfe zur Erbauung seiner Schiffe; es erzeugt Alles, was dazu erforderlich ist.

Der Deutsche (bey Seite.) Oho!

Der Engländer fortfahrend. Ich weiß wohl, daß wir eine Menge Artikel aus der Fremde kommen lassen, allein daran ist bloß unsre Trägheit Schuld, oder der Mangel an Aufmunte-

Digitized by Google

rung von Seiten der Regierung. Englands Boden könnte Alles erzeugen.

Der Deutsche (bey Seite.) Ja das klingt anders.

Der Engländer. Wenigstens ist die englische Eiche an Stärke und Dauerhaftigkeit dem Bauholze unserer Nachbarn weit vorzuziehen.

Der Franzose. Nimmer würde sich England so hoch geschwungen haben, wenn es alle Materialien zum Bau der Schiffe und deren Ausrüstung selber hätte erzielen sollen. Man denke sich einmal die ganze Insel mit Schiffbauholz bedeckt, so bliebe für Getraide kein Plätzchen übrig. Das nöthige Land für Holz, Hanf, Pech u. s. w. würde mehr Raum einnehmen, als ganz Großbrittanien. Glücklich sind die Engländer, daß sie Producte besitzen, deren eine kleine Quantität hinreicht, um diejenigen dagegen einzutauschen, welche viel Land erfordern. Jene kleine, durch die fleißigen Einwohner veredelte Quantität, ist die wahre Ursache ihres Uebergewichts im Handel über alle andere Nationen.

Der Engländer. Großbrittanien besaß die ersten guten, und lange Zeit die besten Schiffs-

baumeister. Leider ist dieser Vortheil ihm nicht mehr ausschließlich eigen. Die verderbliche Freundschaft Carls des Zweyten für seinen ehrgeizigen Nachbar, verschaffte den Franzosen die Gelegenheit, eine Kunst zu erlernen, durch die sie vergebens ihre Lehrer zu stürzen versucht haben.

Der Franzose. Mit Erlaubniß, das scheint ein wenig parteyisch. Warum sollten wir nicht Schiffe bauen können, ohne es von den Engländern gelernt zu haben? Bauen nicht die Holländer solider als die Engländer? War den jemals diese Kunst der Stein der Weisen? — Als die Römer, im ersten punischen Kriege den Carthaginensern ein Ruderschiff wegnahmen, bauten sie deren gleich 200 nach diesem Muster.

Der Deutsche (bey Seite.) Dann waren ja aber auch die Carthaginenser die Lehrer der Römer in der Schiffsbaukunst?

Der Engländer. Eine Nation, deren Land und Clima nicht geeignet sind, ihren Matrosen auf der See Nahrung zu verschaffen, wird nie einen großen Handel, nie eine Seemacht haben. Auch hierin ist England allen europäischen Nationen überlegen. Sein Boden, sein Clima liefern alle Arten von

Lebens-

Lebensmitteln für die Marine besser als Frankreich und Spanien. Ich sage besser und darum sind auch die englischen Seeleute stärker und tapferer.

Der Deutsche (halb laut.) Vielleicht werden sie besser genährt, daraus folgt aber noch nicht, daß andere Nationen die ihrigen nicht eben so gut nähren könnten.

Der Engländer. Die Geschicklichkeit und Erfahrung unserer Matrosen sind ohne gleichen. Die stürmischen Küsten unserer Insel müssen natürlich eine ganz andere Menschengattung erzeugen, als die ruhigen Ufer des mittelländischen Meeres. Wo Andere schon verzagen, da lachen unsre Matrosen noch.

Der Franzose. Wir lachen dafür zu Lande.

Der Engländer. Keine Lage ist glücklicher als die einer Insel. Das Meer ist die sicherste Grenze. „Athen," sagt Xenophon, herrscht über das Meer. Allein da das Gebiet von Attica mit dem festen Lande zusammenhängt, so wird es oft vom Feinde verwüstet. Die Großen schicken in solchen Fällen ihre Reichthümer nach irgend einer Insel. Das Volk

hat nichts zu verlieren. Aber wenn Athen auf einer Insel läge, so könnt es Andern schaden, ohne selbst dabey zu wagen." Sollte man nicht glauben, fügt Montesquien hinzu, Xenophon habe England gemeint? — In der That, wenn wir unsere insulanische Lage benutzten, unsere ganze Aufmerksamkeit auf das Seewesen richteten, unsere Vertheidigung bloß unserer Miliz und unsern Flotten anvertrauten, so würde sich bald zeigen, daß unsere Seemacht noch nicht halb so groß ist, als sie werden kann. Fast alle unsere Einkünfte — oder wenigstens weit mehr als irgend eine andere Macht zu diesem Zwecke verwenden kann — stehen zu Vermehrung der Seemacht uns zu Gebote. Wer nur seinen Gegenstand fest im Auge behält, der kann für dessen Vervollkommnung thätiger wirken, als wenn mehrere Gegenstände ihn zerstreuen.

Noch ein Vortheil, den auch die Feinde uns einräumen, ist der, daß die Hauptstadt nicht, wie in Frankreich, im Mittelpuncte des Staates liegt. In London paaren sich höfische Geschliffenheit und ungeheure Thätigkeit, die gleichsam aus dem Meere entspringt. In Paris, sagt Deslandes, herrscht Indolenz, die höchstens nach Zeitvertreib hascht.

Digitized by Google

Der Deutsche. Das mogte gelten, so lange Paris nur der Mittelpunkt von Frankreich war.

Der Engländer. Der Charakter der englischen Nation ist fest und standhaft, kleine Hindernisse schlagen ihren Muth nicht nieder. Nur auf einen solchen Charakter kann eine Seemacht sich gründen, denn sie ist nicht das Werk eines Tages, und sie kann, ohne unermüdete Aufmerksamkeit, auch nicht erhalten werden. Die Engländer haben in dieser Hinsicht die Festigkeit ihres Charakters seit zwey Jahrhunderten bewiesen, da hingegen der See- oder Schiffs-Enthusiasmus der Franzosen nur ruckweise erschienen ist, und mit dem Genie der Nation unverträglich zu seyn scheint. Der Kardinal Richelieu sagte: Werke, die viel Anstrengung erfordern, taugen nicht für den Charakter der Franzosen.

Der Franzose. Da hätte der Herr Kardinal wohl etwas Klügeres sagen können, statt den Leichtsinn der Franzosen anzuklagen; Er, der bey dem mindesten Argwohn das Schwert über unsere Häupter zuckte. Sein Urtheil beweist, daß er das menschliche Herz nicht kannte. Er selbst war leichtsinnig und unbeständig, und die Franzosen verabscheuten seine Grundsätze. Festigkeit und

Beständigkeit sind zufällige, durch Umstände erzeugte Eigenschaften. Die Menschen sind dieselben von den Dardanellen bis in den finnischen Meerbusen. Wenn von Weisheit und Standhaftigkeit in öffentlichen Angelegenheiten die Rede ist, so entscheidet nicht das Local, sondern einzig und allein die Regierungsform. —

Der Deutsche (bey Seite.) Eigentlich kommt es wohl nur auf die an, die an der Spitze — gleichviel welcher Regierungsform stehen.

Der Engländer. Zu allen unsern Vortheilen gesellt sich noch der, einer freyen Verfassung, ohne welchen alle die übrigen wenig bedeuten würden. So lange England frey ist, und die übrigen Nationen es nicht sind, so lange wird auch seine Seemacht der seiner Nachbarn überlegen bleiben; was auch der Graf von Boulainvillers dagegen sagen mag.

Der Deutsche. Was sagt denn der Graf von Boulainvillers?

Der Engländer. Er behauptet, Frankreichs Lage sey günstig genug, um eine Seemacht zu errichten, die der englischen und holländischen

die Waage halten könne. Frankreich besitze mehr Häfen im mittelländischen Meere als England. (Gleichals ob dieser kleine Meerbusen der eigentliche Schauplatz des Handels und der Seemacht wäre?) Es liege auch den Küsten Spaniens, Portugalls und der Barbarey näher als England. — Immerhin! von solchen kleinlichen Umständen kann die Seemacht nicht abhängig seyn. Das mittelländische Meer ist nicht mehr das große Emporium von Europa, und gerade die Nationen, die dort am mächtigsten sind, gelten sonst überall wenig. — Der Herr Graf rühmt als Vortheil, was er gerade umgekehrt als Hinderniß anführen sollte. Man kann, sagt er, die französische Seemacht theilen und jedem Zweige eine besondere Bestimmung anweisen. Ganz recht! und was ist daraus entstanden? Das die Flotten von Brest und Toulon nur alliirt zu seyn, aber nicht Einem Herrn anzugehören scheinen.

Das milde Clima Frankreichs — auf welches der Herr Graf einen großen Werth legt — ist der Seemacht dieses Landes gar nicht günstig. Der starke, erfahrne Seemann bildet sich nicht im Säuseln der Zephyre, sondern in den Stürmen der nordischen Meere.

Digitized by Google

Frankreichs Handel soll hinreichen um die Mittel zu liefern, der vereinten Macht Englands und Hollands die Herrschaft zur See zu entreissen. Frankreich soll nur seinen Handel im mittelländischen Meere erweitern, und durch weise Gesetze den Getreidehandel begünstigen. Aber der Herr Graf vergißt, das der Handel mit den Ausländern, oder mit den Colonien, nie die Basis einer Seemacht werden kann. Dazu ist ein ausgebreiteter Handel im Innern erforderlich, der von den Nachbarn völlig unabhängig ist. Nun wird der Herr Graf gestehen müssen, daß, wenn Frankreich sich auf Küstenfahrt einschränken sollte, diese nicht beträchtlich seyn würde.

Viel thut er sich auch darauf zu gute, daß die französischen Waaren zum Transport eben so vieler Schiffe bedürften, als die Waaren Hollands und Englands zusammengenommen. Wenn es auch wahr wäre, was er behauptet: daß 150 Millionen Acres des französischen Bodens bearbeitet würden, so bliebe sein Problem doch immer schwer zu lösen. Er weiß nicht, oder will es nicht wissen, daß unser Steinkohlenhandel ganz allein mehr Matrosen beschäftigt, als Frankreichs ganzer Küstenhandel, und daß, wenn man nicht absurder Weise auf dieses erste Lebensbedürfniß einen Zoll ge-

Digitized by Google

legt hätte, dieser Handel allein hinreichen würde, uns Neptuns Dreyzack in die Hände zu geben. — Und wenn Er nun vollends von den Modewaaren seines Landes spricht, als von einer Hauptstütze der Seemacht! — o weh!

Der Franzose. Da mögen Sie Recht haben. Ein Schriftsteller muß sehr verlegen um Gründe seyn, wenn er sich einbilden kann, daß seine Bonbons und seine Hauben jährlich auch nur 400 Tonnen Fracht liefern.

Der Engländer. Grundlos behauptet er ferner: die französische Marine bedürfe keiner fremden Beyhülfe zu ihrer Ausrüstung. Alle die hauptsächlichsten Materialien muß sie aus der Fremde ziehen. Was Frankreichs Bevölkerung anlangt. —

Der Franzose. Nun wie da? wir haben 24 Millionen Einwohner, Sie nur acht.

Der Engländer. Dennoch haben wir mehr Matrosen. Ja, wenn Frankreichs Einwohner Alle längs den Küsten wohnten, wie die Engländer. Der Ritter Petty hat berechnet, daß alle Theile von Großbrittanien, Einen in den andern

gerechnet, nicht mehr als 12 Meilen vom Meere entfernt liegen, alle Theile Frankreichs hingegen 60 bis 70 Meilen. Ein großer Vortheil für uns!

Endlich zählt auch der Herr Graf zu den Vorzügen seines Vaterlandes die Sicherheit der französischen Küsten. Es ist wahr, wie auch schon Deslandes bemerkt, daß mehrere Descenten unglücklich abgelaufen sind; aber das rührt nicht von der Stärke der Küsten, sondern überhaupt von der Gefahr solcher Unternehmungen her. Uebrigens muß jeder Menschenfreund sich freuen, daß die Natur dieser empörenden Art Krieg zu führen, Schranken gesetzt hat.

Der Deutsche (bey Seite.) Man hört wohl, daß Herr John Sinclair nicht mit bey Copenhagen war.

Der Engländer. Nur Einen einzigen Vortheil muß England seinen Nachbarn beneiden: die herrliche Lage des Brester Hafens auf einer Halbinsel, die sich ins Meer erstreckt. Diese Lage ist sehr vortheilhaft für seine Flotten.

Der Franzose. Nur Schade, daß Brest so weit von der Hauptstadt liegt.

Digitized by Google

Der Deutsche. Herr John Sinclair ahndete wohl nicht, daß nach 30 Jahren die Seeküsten des französischen Reichs von Bayonne bis nach Hamburg sich erstrecken würden?

Digitized by Google

Notiz.

Im Michaelis Meßkatalog 1810 werden Kotzebue's Erhohlungen angekündigt, um eine Sammlung (sonder Zweifel nachgedruckter) Erzählungen an den Mann zu bringen, welche Kotzebue'n vielleicht wohl einmahl zur Erhohlung gedient haben, ohne daß er jemahls vermuthen konnte, daß sie, unter dem Aushängeschilde seines Nahmens, dem Beutel eines Nachdruckers würden zur Erhohlung dienen müssen.

In der Wiener Zeitung kündigt ein sogenannter Buchhändler, Anton Doll, Kotzebue's vollständiges Theater mit vieler Behaglichkeit an, und macht sich noch obendrein lustig über den wackern Buchhändler Kummer

in Leipzig, weil dieser die Stücke, die er nicht verlegt hat, auch nicht liefern kann, ohne Einen seiner Mitbrüder zu bestehlen. Es wäre überflüssig, hier zu wiederholen, was diesem Diebsgesindel schon so oft gesagt worden: die Mohren wäscht man nicht weiß. Dem Herrn Anton Doll werde hiemit bloß angekündigt, daß Kotzebue nächstens ein Stück liefern wird, das Kleeblatt betitelt, in welchem ein Nachdrucker, ein Rabe und Schinderhannes die Hauptrollen spielen, und welches, zu baldigem Nachdruck, ihm bestens empfohlen wird.

Antwort.

Ja wohl wäscht man Mohren nicht weiß! Herr v. Kotzebue kann dieß Sprichwort mit vollem Rechte auf sich anwenden. Er erinnere sich nur an eine von ihm bereute boshafte Jugendarbeit, die er auf eine andere Art in seinen alten Tagen zu wiederholen doch nicht erröthete.

Digitized by Google

Nach solchen Vorarbeiten kann Herr v. Kotzebue getrost das Kleeblatt schreiben. Es soll seinem Wunsche gemäß ganz unverändert in meiner Ausgabe seines Theaters abgedruckt werden. Wie leicht ließe sich dazu, bloß aus Herrn v. Kotzebue's literarischem Thun, ein Seitenstück aufstellen! Aber die Schande fällt bey solchen Arbeiten (wie er selbst erfahren hat) nur immer auf den Urheber zurück — und diese gönne ich ihm gerne allein.

Wenn Männer wie Reimarus und Knigge schon vor mehrern Jahren die Zulässigkeit des Nachdrucks in vielen Fällen erkannten, so ist in unsern Tagen und für unsere Monarchie, wo der hohe Wechselkurs nur wenigen Auserwählten mehr das Anschaffen ausländischer Werke gestattet, die Nothwendigkeit desselben sonnenklar, und Herr v. Kotzebue wird durch grobe Ausfälle dagegen gewiß Niemanden vom Gegentheil überzeugen: um so weniger, da nun durch denselben auch dem ausländischen Verleger kein Schaden verursacht wird: weil Jene, welche den Nachdruck kaufen, sich das Orginal, des theueren Preises wegen, doch nie angeschafft hätten. Wie viele andere Gründe ließen sich noch zur Rechtfertigung des in unsern Staaten ohnehin

erlaubten Nachdruckes anführen, wenn hier Zeit und Ort dazu wäre!

Nach so vielen Aeußerungen des Herrn von Kotzebue sollte man glauben, als wäre ihm der Nachdruck ein Greuel; aber als Er den Geist der Journale redigirte, und in demselben die besten Aufsätze anderer Zeitschriften wörtlich nachdrucken ließ, war dieß ganz recht; denn es trug ihm — Geld! Eben so, daß Er viele Aufsätze zuerst in Journale einrücken und sich dafür bezahlen läßt, dann dieselben gleich wieder in die Sammlung seiner kleinen Erzählungen aufnimmt, und sich von einem andern Verleger zum zweyten Mahl bezahlen läßt, ist wieder ganz recht; denn es trägt ihm — doppeltes Geld!

Die Ursache übrigens, warum Herr v. Kotzebue gerade nur auf mich so bitterböse ist, da seine Schauspiele doch schon früher von Andern mehrere Mahle im Inlande nachgedruckt wurden, kann nur darin liegen, daß Er selbst manche Vorzüge meiner Ausgabe vor dem Original stillschweigend anerkennt, sich aber aus leicht erklärbaren Gründen dagegen durch öffentliches plattes Schimpfen rächen will. Er mag im-

Digitized by Google

merhin in dieser ihm so eignenen Kraftsprache fortfahren, ich fühle mich zu schwach, ihn je darin zu erreichen, und werde daher — ruhig schweigen.

Wien, im September 1811.

Anton Doll.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Fromme Wünsche	3
Die chinesische Literatur-Polizey	9
Probe aus der chinesischen Geographie	13
Die redenden Taschen	15
Sisiphus	53
Sendschreiben eines Garkochs	58
Der Zettel in den Tuilerien	100
Geographische Beschreibung des Reichs der Dichtkunst	115
Die Zusammenkunft zweyer Könige	122
Unhöfliche Sprödigkeit	126
Ein Gedanke Machiavells	128

Digitized by Google

Seite

Gewohnheit 130

Gespräch zwischen einem Engländer und einem Franzosen 136

Notiz 154

Antwort 155

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

NOV 5-1913

Digitized by Google

Digitized by Google